

# Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.  
Für Oesterr.-Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Dukes-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wolzeile 9.

Redaktion und Expedition:

Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$ 00. Ausland 20 Mk  
Einzeln Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 8

São Paulo, 18. August 1911

VII. Jahrg.

## Die Wahlen in Bahia.

In einer Reihe von Bundesstaaten stehen Neuwahlen für den Posten des Staatspräsidenten bzw. Gouverneurs vor der Tür, in Maranhão, Piahy, Ceara, Sergipe, Pernambuco, Bahia, S. Paulo und Rio Grande do Sul. Die Wahlen in den vier erstgenannten Staaten sind nicht von großer Bedeutung, da man dort mit der herrschenden Politik eng verbunden ist. Interessanter versprechen sie sich schon in Pernambuco und Rio Grande do Sul zu gestalten, einmal, weil dort die Opposition gegen den „Hermismus“ nicht unbeträchtlich ist, dann aber auch, weil in beiden Staaten als Kandidaten der dem Bundespräsidenten nahestehenden Partei zwei Mitglieder der Bundesregierung genannt werden, der Kriegsminister General Dantas Barreto und der Minister des Innern Dr. Rivadavia Corrêa. Die Aufstellung des Generals Dantas Barreto in Pernambuco ist bereits offiziell erfolgt, und seine Wahl darf wohl als gesichert gelten. In Rio Grande do Sul hingegen hat man bisher den Namen Rivadavia nur „versuchsweise“ genannt, er ist weder von Partei wegen festgelegt, noch ist es sicher, daß er durchdringt, denn in dem Südstaate hat es schon öfters Ueberraschungen gegeben, da die Leute dort weniger leicht zu gängeln sind, auch die Parteilung größer ist. Uebrigens ist diese Wahl diejenige, die zeitlich noch am fernsten liegt.

Im Brennpunkt des politischen Interesses stehen heute zwei andere Wahlen, die in S. Paulo und die in Bahia. In S. Paulo befindet sich noch alles im Flusse. Dort ist zwar in der Person Rodolpho Mirandas ein Kandidat aufgestellt worden, der offiziell zur konservativ-republikanischen Partei gehört und dem die Zentralleitung deshalb auch die Anerkennung nicht versagen durfte, obwohl sie alle möglichen Einschränkungen machte und der Zustimmung erhebliche Vordersätze vorausschickte. Aber abgesehen davon, daß ein großer Teil der Partei im Staate mit dieser pseudohermistischen Kandidatur nicht einverstanden ist und daß die Zentralleitung, der an einer Versöhnung mit S. Paulo liegt, noch immer bestrebt ist, eine vermittelnde Kandidatur zu finden, sind die Verhältnisse dort deshalb unklar, weil die im Staate herrschende Partei noch nicht zur Nennung ihres Anwärters geschritten ist. Das wird erst in der zweiten Hälfte des Septembers geschehen. Andererseits herrscht doch über den Ausgang der Wahl in dem ersten Staate der Republik insofern schon Klarheit, als Zweifel am Siege der dort herrschenden Partei nicht bestehen

Können. Es fragt sich nur, wie der Sieger heißen wird.

In Bahia ist die Lage viel komplizierter. Vor S. Paulo hat der Nordstaat das voraus, daß die Kandidaten schon feststehen. Es gibt dort drei Parteien, die einander heftig befehdeten. Zu den üblichen beiden, der an der Krippe sitzenden und der nach der Krippe strebenden, war als dritte die demokratische Partei des jetzigen Verkehrsministers und früheren Führers der Kammermehrheit im Bundeskongreß, Dr. J. J. Seabra, getreten. Aber schon für die Wahl des Bundespräsidenten war eine Zweiteilung erfolgt, und die ist auch für die Gouverneurswahl beibehalten worden. Der eine Kandidat ist Dr. J. J. Seabra, der Hermistenkandidat natürlich, und der andere, der Zivilistenkandidat, ist Dr. Domingos Guimarães. Dieser ist nicht nur von Hause aus auch „Hermist“, sondern er hat sogar bei seiner Aufstellung erklärt, daß er nicht daran denke, seine Stellung zum Bundespräsidenten und zur Bundesregierung zu ändern. Er soll also gewissermaßen für Bahia der Versöhnungskandidat sein, den man für S. Paulo noch nicht finden konnte. Und der große Ruy hat ihm seinen Segen nicht vorenthalten, — weil nämlich die Aufstellung dieser Kandidatur auch ohne den Segen des „Adlers vom Haag“ erfolgt wäre!

Die Sache hat nur einen Haken, daß nämlich diese Art von „Versöhnung“ dem Marschall nicht paßt. der zur Unterstützung der Kandidatur Seabra sogar die Reise nach Bahia nicht gesehnt hat. (Die offizielle Erklärung für die Motive der Reise lautet natürlich anders, das erfordert schon die Stellung „über den Parteien“, die dem Bundespräsidenten zukommt.) Diese Reise hat der ohnehin schon überaus populären Kandidatur viele neue Anhänger zugeführt, und die Gegner, die annoch herrschende Partei und ihre Verbündeten, sehen die Lage als sehr gefährdet an. Sie haben sich deshalb zu einem Gewaltstreik entschlossen. Im Staatskongreß von Bahia wurde ein Gesetzentwurf über die Wählbarkeit zum Gouverneur bzw. Vizegouverneur des Staates eingebracht, der ad hoc ausgearbeitet worden ist und die Kandidatur Seabra beseitigen soll.

Das Gesetz ist schon an und für sich unmöglich, denn über die Wählbarkeit und Nichtwählbarkeit hat natürlich die Staatsverfassung zu entscheiden. Wenn die einen Minister nicht ausschließt, dann ist er eben wählbar, einerlei, ob es den Herrschenden in den Kram paßt oder nicht. Nur eine Verfassungsänderung könnte da Wandel schaffen. Aber Verfassungsänderungen sind an gewisse Voraussetzungen und Bedingungen geknüpft, und die sind in Bahia augenblicklich nicht so schnell zu erfüllen, wie es

der Fall erheischt. Und eine Bedingung ist überhaupt nicht erfüllbar. Bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Staatskongresses haben nämlich die Machthaber nicht die zu Verfassungsänderungen nötige Majorität. Deshalb wurde im Lande Ruys, des Vorkämpfers für das Recht wider die Gewalt, beschlossen, die Frage durch ein Ausnahmegesetz zu regeln, in der Meinung, daß Gewalt vor Recht gehe.

Am Montag sollte der Entwurf in der staatlichen Depuliertenkammer beraten werden. Aber weit gelangten die Volksvertreter in der Beratung nicht, da die Freunde Seabras, die in der Minderheit sind, Obstruktion trieben, so daß schließlich der Vorsitzende, Dr. Aurelio Viauna, die in einen Tumult ausgeartete Sitzung schloß. Und nun geschah das Unerhörte. Die Majorität sah ein, daß sie auf geradem Wege ihren ungeraden Gesetzentwurf nie durchdrücken könne, erstens, weil die Gegner in der Obstruktion fortfahren würden, und zweitens, weil die Majorität allein nicht genug Deputierte zusammenzubringen vermöchte, um beschlußfähig zu sein. Nach Aufhebung der Sitzung fand daher im Gouvernementsgebäude eine Konferenz statt, in der beschlossen wurde, das Gesetz im Regierungs-Amtsblatt als angenommen zu veröffentlichen, nachdem man in das Sitzungsprotokoll einen entsprechenden falschen Passus eingeschoben hatte!

Die Führer der Minorität, die Herren Moniz Sodré und Lauro Villas Boas, begaben sich sofort, als sie von diesem Schurkenstreich vernahmen, zu dem Kammervorsitzenden, der ihnen die Nachricht bestätigte, indem er gleichzeitig hinzufügte, daß er an der nächsten Sitzung, in der das gefälschte Protokoll verlesen wird, nicht teilnehmen werde. Die 14 Abgeordneten der Minorität haben alsdann an den Bundespräsidenten telegraphiert, ihm von dem Rechtsbruch Mitteilung gemacht und ihn gebeten, auf Grund der Artikel 63 und 18 der Bundesverfassung einzuschreiten und ihre Rechte zu schützen. Sie haben ferner im Verein mit den der Minorität angehörigen Senatoren gemäß Artikel 6 der Verfassung vor dem Bundesrichter Protest eingelegt. Es ist gar kein Zweifel, daß die Bundesregierung die Minorität schützen wird, und wir werden also von neuem ein Eingreifen der Bundesgewalt in ein Staatsterritorium zu verzeichnen haben. Das haben die Oberschlauberger der Bahianer Ruyisten-Partei sich aber selber zuzuschreiben!

## Was uns rot tut.

Sehr recht hat der Amerikaner Farquhar, wenn er die trostlosen Transportverhältnisse im Amazonasgebiet als eine der Hauptursachen der Gummikrisis bezeichnet, welche man jetzt am liebsten mit Hilfe einer Valorisation, ähnlich der des Kaffees, beseitigen möchte. Er führt als Beispiel die Tatsache an, daß eine Tonne Ladung von Belém nach S. Antonio (Madeira-Mamoré-Bahn) 5 Pfd. Stl. kostet, während dieselbe Ladung von Antwerpen nach genanntem Hafen nur 30 Shillings kostet. Wenn der Importzoll nicht wäre, so würde es sich also sehr gut rentieren, die Ladung über irgend einen europäischen Hafen zu expedieren. Farquhar erzählt auch, daß die Bahnbaugesellschaft sich genötigt gesehen habe, 100.000 Bahmschwellen in Australien zu bestellen, da dieselben sich bedeutend billiger stellten, als die, welche an Amazonas selbst zu haben sind. Man bedenke, mitten im Urwalde, wo es geeignete Hölzer in Hülle und Fülle gibt, kann man noch nicht einmal mit den australischen Holzhändlern konkurrieren, obgleich nicht nur die Fracht von Australien das Holz verteuern, sondern auch

der Importzoll, welchen die Gesellschaft für die importierten Hölzer zu zahlen hatte.

Es sind dies nicht die einzigen Beispiele, welche sich für die Notwendigkeit der Abänderung des Küstenschiffahrtsgesetzes anführen lassen, sowie für die Notwendigkeit, das gesamte Verkehrswesen in andere gesündere Bahnen zu leiten. Erst kürzlich ist bekannt geworden, daß es mit der Verbindung nach Matto Grosso nicht besser bestellt ist. In der Kammer hat ein Deputierter für diesen Staat die Klagen der dortigen Geschäftsleute vorgebracht, und es wurde der Antrag gestellt, das Küstenschiffahrtsgesetz für den Warentransport nach Matto Grosso für drei Jahre außer Kraft zu setzen, damit der Handel nicht länger durch den Lloyd Brasileiro geschädigt werde. Der Antrag ist der zuständigen Kommission zur Prüfung übergeben worden. Diese hat den Direktor des Lloyd aufgefordert, zu einer ihrer Beratungen zu erscheinen, um über die Verhältnisse Auskunft zu geben. Das dürfte wohl inzwischen geschehen sein und sicher hat Herr Buarque de Macedo den Herren klipp und klar bewiesen, daß die Verbindung mit Matto Grosso, wie sie der Lloyd vermittelt, eine geradezu ideale ist. Er hat seiner Zeit, als die ersten Klagen kamen, jede Schuld des Lloyd einfach abgeleugnet. Auch hat er den Plan, die Küstenschiffahrt für drei Jahre frei zu geben, sehr heftig bekämpft, weil erstens gar keine Notwendigkeit vorliege, und dann, weil nur Argentinien davon Vorteil haben würde. Wer davon Nutzen haben würde, sind vor allem die Handels Häuser in Matto Grosso, und wenn nebenbei auch die argentinischen Reeder dabei profitieren würden, so könnte uns das doch ziemlich gleichgültig sein. Jedenfalls wäre es besser, wenn diese etwas verdienten, als daß der Lloyd durch seine schlechte Geschäftsführung den ganzen Handel von Matto Grosso schädige.

Der frühere Bundespräsident Dr. Nilo Peçanha, welcher das Elend unserer Transportverhältnisse genau kannte, hat s. Z. einen Verkehrskongreß einberufen, zu welchem alle Schiffahrts- und Bahngesellschaften geladen waren. Der Kongreß hat zwar getagt und wohl auch Beschlüsse gefaßt, aber gesehen ist nichts. Es geht immer in den alten Schlendrian weiter, obwohl man ganz genau weiß, daß nicht nur der Handel und die Industrie, sondern auch die Landwirtschaft nur dann florieren können, wenn günstige Verkehrsverhältnisse vorhanden sind. Letztere würden ihnen mehr helfen als die Schutzzölle, welche alles verteuern und dadurch die wirtschaftliche Lage ungünstig beeinflussen. Die jetzige Regierung hat sich bisher für Anregungen, die im Interesse des Gemeinwohls gegeben worden sind, stets empfänglich gezeigt. Es ist deshalb auch zu hoffen, daß sie auch die brennende Verkehrserleichterungs- und -verbilligungsfrage im Auge behalten und für deren Lösung die nötigen Schritte tun wird.

Der Amerikaner Farquhar hat in seinem Artikel über die Gummifrage aber noch andere bemerkenswerte Gesichtspunkte berührt. So zieht er am Schlusse desselben Argentinien zum Vergleich heran. Er hat die Nachbarrepublik kürzlich bereist, kennt also auch die dortigen Verhältnisse. Er sagt:

Die Reise nach Argentinien hat auf mich und auch auf meine brasilianischen Begleiter einen tiefen Eindruck gemacht. Die gewaltige Entwicklung und die außerordentliche Tätigkeit, welche wir dort beobachten konnten, die ganz verschiedene Atmosphäre, sind zum größten Teil die Folgen der dort herrschenden Freiheit im Erwerbsleben. In Argentinien gibt es keine Exportzölle, keine Steuer bei Verkauf von Liegenschaften usw., überhaupt nichts, was den Handel und Gewerbe hindern könnte. Wenn man die Möglichkeit oder Rentabilität eines Geschäftes prüfen will, braucht man sich nur mit diesem selbst und mit den Schwierigkeiten zu be-

fassen, welche dasselbe an sich bereitet. Schwierigkeiten seitens der Regierung bestehen absolut keine. In Brasilien ist das ganz anders. Hier kommen die Schwierigkeiten des Geschäfts erst in zweiter Linie, obwohl es deren, wie in jedem neuen Lande, gerade genug gibt. Die Hauptschwierigkeit bildet vielmehr die Regierung, welche alle möglichen Hindernisse in den Weg legt, wie Exportsteuern, Uebertragungssteuern, Munizipalsteuern, und wenn man von diesen verschont bleibt, so treten dem Unternehmer bald andere entgegen, wie das Küstenschiffahrtsgesetz usw.“ Das ist eine scharfe Kritik an unseren wirtschaftlichen Verhältnissen, und man kann nicht leugnen, daß Farquhar recht hat. Die Schwierigkeiten, welche man dem ausländischen Kapital bereitet, welches hier angelegt werden soll, sind augenblicklich noch viel zu groß und das ist auch ein Grund dafür, daß das Kapital, selbst das amerikanische, noch lange nicht in dem Maße bei uns einwandert, wie es zu wünschen wäre und wie es in Argentinien einwandert. Den besten Beweis dafür, daß Argentinien uns in wirtschaftlicher Beziehung weit überlegen ist, liefert die Statistik des Außenhandels beider Länder in den letzten zehn Jahren. Während Argentinien noch im Jahre 1910 im Export gegen Brasilien zurückstand — der Export Brasiliens belief sich auf 40,622,000 Pfd. Strl., der Argentinien auf 33,543,000 Pfd. Strl. — hat die Nachbarrepublik Brasilien seit 1903 bedeutend überholt. Im Jahre 1910 betrug der Export Argentinien 73,934,000 Pfd. Strl., während der Brasiliens nur 63,092,000 Pfd. Strl. betrug. Von 1901 bis 1910 exportierte Argentinien Produkte im Werte von 573,649,000 Pfd. Strl.; Brasilien nur für . . . . . 476,223,000 Pfd. Strl. Dabei muß man bedenken, daß Argentinien nur den dritten Teil der Einwohnerzahl Brasiliens hat. Auch beim Import zeigt sich die Ueberlegenheit Argentinien in auffälliger Weise. Die Kaufkraft des Landes ist bedeutend größer als bei uns. Brasilien importierte in den letzten 10 Jahren Waren im Werte von 318,843,000 Pfd. Strl., Argentinien aber für 442,873,000 Pfd. Strl.

Diese Zahlen zeigen sehr deutlich, daß Herr Farquhar nicht übertrieben hat und daß uns das Nachbarland mit seiner um 60 Prozent geringeren Bevölkerung an Produktionskraft ganz bedeutend überholt hat. Das mag zum Teil an der Verschiedenheit der Bevölkerung liegen, sowie auch an den günstigeren klimatischen Verhältnissen. Sicher aber ist der Hauptgrund darin zu suchen, daß die dortige Regierung den Unternehmungsgeist fördert, während man hier bei uns den Unternehmern alle möglichen Schwierigkeiten bereitet, besonders wenn ausländisches Kapital in Frage kommt.

Allerdings muß man, wenn man gerecht sein will, zugeben, daß es in den letzten Jahren in dieser Hinsicht viel besser geworden ist und auch die jetzige Regierung ist ja nach Kräften bestrebt, den Fortschritt auf allen Gebieten zu fördern, besonders auch dem ausländischen Kapital Gelegenheit zu nutzbringender Anlage zu geben. Es bleibt aber noch sehr viel zu tun übrig, und eine der reichlichsten Aufgaben der Regierung ist die Erleichterung des Verkehrs mit Frachttaxen, welche den Verhältnissen nicht angepaßt sind.

## Fortschritt und Ueberlieferung\*)

Von Provinzialschulrat Professor Dr. P. Cauer.

Das der geistigen Natur des Menschen Gemäße ist nicht ein von Anfang her Gegebenes, das erhalten oder verloren gehen kann, sondern ein Vorschwebendes, dem die Entwicklung zustrebt. Daß in ihrem wirtschaftlichen Dasein, in der Beherrschung der Natur die Erdenbewohner Fortschritte gemacht haben, leugnet ja niemand; aber es ist auf anderen Gebieten ebenso. Jede der Wissenschafte, die vom Menschen handeln, von seiner Sprache, seinem Denken und Forschen, seinem künstlerischen Schaffen, von seinem sittlichen Urteilen und religiösen Empfinden, alle führen zu derselben Anschauung: wie das Edle und Menschenwürdige langsam unter Kämpfen Gewalt gewinnt, wie die Menschheit selbst aus dumpfen, tierähnlichen Zuständen allmählich zum Bewußtsein ihrer selbst und ihrer höheren Aufgaben sich emporgearbeitet hat. „Sittliche Weltordnung“ ist ein übles Schlagwort, wenn der Name dazu dient, die Fülle der Tatsachen zu verschleiern, die dem Begriffe widersprechen; das Wort ist gut, wenn es etwas bezeichnet, das nicht ist, sondern wird, nein werden soll, durch unser Zutun. So wird überall, wer in Zukunft als Reformator wirken will, dem Kinderglauben, daß wir von der Vollkommenheit abgefallen seien, die männliche Erkenntnis zur Seite stellen müssen, daß sie vielmehr unser Ziel ist, dem jedes Geschlecht und jeder einzelne, wenn sie nicht vergebens gelebt haben sollen, ein Stückchen doch näher gekommen sein muß als irgendein früherer.

Keine Entwicklung und keinen Fortschritt gibt es ohne Ueberlieferung; was gefunden ist, muß festgehalten werden, um zu größeren Aufgaben zu helfen. Aber hier schleicht sich nun jene feindliche Macht ein, die aus der Tradition ein Hindernis des Fortschrittes macht. Emerson sagt einmal: „Jeder Geist schafft sich ein Haus, aber dann schließt das Haus den Geist in seinen Grenzen ein“. Das gilt noch mehr für alle die, welche es nicht selbst gebaut haben, sondern in das fertige eintreten: je wohnlicher es ist, je sicherer man sich darin fühlt, desto mehr bleibt man eingeschlossen wie von einem Gefängnis. Was war, ehe Lessing kam, in der ästhetischen Gesetzgebung der Franzosen aus der bei den Griechen entwickelten Praxis geworden, die Handlung in der Tragödie zeitlich und räumlich zu beschränken! Schiller war im Denken ein Befreier, im sprachlichen Ausdruck ein Schöpfer; man braucht sich nicht weit umzusehen, um durch die Werke seiner Nachahmer daran erinnert zu werden, daß auch die freieste und kühnste Sprache durch fortgesetzten Gebrauch konventionell wird und an Wahrheit verliert. Von Freunden und, seltsamerweise, von Feinden der Antike erleben wir es heute, wie durch Berufung auf „den“ griechischen Stil Poesie und Malerei einer lebenden Zeit von dem abgeschreckt werden sollen, was gerade die Stärke der Griechen ausmachte, daß sie von überlieferten Darstellungsformen immer wieder die Natur sich zuwandten und der Wirklichkeit das Geheimnis neuer Wirkungen abzuringen suchten.

Gegen den Grundirrtum, der hier sein Wesen treibt, und der im Politischen und Religiösen doch noch viel ernstere Folgen hat als in Literatur und

\*) Wir entnehmen obige Ausführungen dem soeben erschienenen 356. Bändchen der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“: „Das Altertum im Leben der Gegenwart“. Von Professor Dr. Paul Cauer, Provinzialschulrat in Münster i. W. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. Preis geb. M 1.—, in Leinwand geb. M 1.25.)

## Weltverein

Jedem nützlich; Keine Aufnahmegebühr!  
Prospekte von der  
Centrale des Weltvereins, München, Auenstr. 64, I.



Kunst, vermag nur historische Denkweise den Kampf aufzunehmen. Der Grundirrtum liegt darin, daß man die Vergangenheit einseitig von ihren Ergebnissen aus betrachtet, also rückwärts, anstatt vor allen Dingen vorwärts, von den Voraussetzungen her, aus denen sie sich entwickelt hat.

Die Beschäftigung mit den Geisteserzeugnissen eines fremden Volkes bringt es überall mit sich, daß wir, um Gedanken, die nicht unsere eigenen waren, zu verstehen, die Phantasie aufbieten müssen, uns in die Lage anderer Menschen zu versetzen; die Uebung darin wird sich sogleich und unmittelbar, für den täglichen Verkehr in Beruf und Gesellschaft, nützlich erweisen. Ist das fremde Volk aber ein solches, dessen Entwicklung der Geschichte angehört, so kommt ein noch größerer, weil schwererer Gewinn hinzu. Wir werden frei aus der Befangenheit, die das Ueberlieferte als ein Fertiges ansieht, dessen Teile gleichartig nebeneinander stünden, und gewöhnen uns an eine Einstellung des Auges, die dazu hilft, die Fläche perspektivisch zu vertiefen und in der Gesamterscheinung das, was noch darin ist, von dem, was schon da ist, zu trennen. Wer die lateinische Syntax so nimmt, wie sie nun ist, findet beinahe eine Verkörperung logischer Gesetze: wo im einzelnen etwas abweicht, ist er bereit zu korrigieren, zu tadeln, höchstens zu entschuldigen. Wer tiefer eindringt, dem wird es lebendig, wie Denken und Sprechen wechselseitig die Kräfte messend sich gebildet haben, von sinnlicher Anschaulichkeit zu begrifflicher Klarheit; für alles, was als Zeugnis logischer Unvollkommenheit stehen geblieben ist, wird er dankbar sein, weil es einen Anhalt bietet, um den Gang des Werdens noch zu erkennen. Das Wesen homerischer Dichtkunst liegt nicht in der konventionellen Gebundenheit, die sich zuerst bemerkbar macht, vielmehr in der Kraft des Beobachtens und Aussprechens, aus der das, was wie ein Bann wirkt, einst erwachsen war, und die, immer von frischem sich betätigend, diesen Bann wieder durchbricht. Sophokles hat nicht die Wirklichkeit poetisch idealisiert, sondern die Poesie realistisch belebt; uns erscheint es nur umgekehrt, weil wir vom Ende herkommen, ihn mit Shakespeare vergleichen, oder doch mit Euripides, der in der eingeschlagenen Richtung weiter gegangen ist. Daß arete „Tugend“ heißt, lehrt das Wörterbuch, und daß Tugend ein sittlicher Begriff ist, gilt uns als selbstverständlich; wir schütteln den Kopf, daß griechische Dichter Denker ihn ins Materielle ziehen wollen: in Wahrheit sind sie es, die ihn aus dem Materiellen herausgearbeitet haben.

Wenn ein Vogel sich eben aus der Kalkhülle befreit hat, so sieht jeder, daß die Schalen, die etwa noch anhaften, nicht das Wesentliche an ihm sind, sondern Federn und Schwingen, die sich regen und wachsen, um bald im Fluge sich zu heben. Im Bereiche geistigen Wachstums das Lebensfähige vom Abgestorbenen zu unterscheiden ist weniger leicht. Und doch soll es gelingen, nicht ein für allemal, nein, stets aufs neue. Jeder einzelne für sich muß die Scheidung vornehmen, der selbständig seinen Platz in der Welt zu finden hofft, vollends wer andere zu leiten sich berufen fühlt.

Damit sind Probleme angedeutet, die auf den wichtigsten Lebensgebieten der kommenden Zeit zu schaffen geben werden. Nicht Knaben sollen sich daran versuchen, sondern Männer. Aber nur solche Männer werden helfen sie zu bewältigen, denen die Kunst, eine Ueberlieferung in ihre Elemente zu zerlegen, zu eigenem Können gediehen ist. Um dies zu erlangen, dazu bietet wirklich das griechisch-römische Altertum einen Ringplatz des Geistes, der durch keinen andern ersetzt werden kann. Denn es liegt uns fern genug, um als Ganzes geschichtlich betrachtet zu werden; und die Gedanken und Fragen,

die wir in ihm auftauchen und wachsen sehen, in dem Jahrtausend von Homer bis zu Kaiser Marcus, sind nicht nur überhaupt wertvoll, sondern sie wirken fort, als lebendiger Schatz in unablässiger Entwicklung sich umgestaltend, nicht anders als die Bildungen der Natur. Von dort stammen die Begriffe, mit denen heute noch die denkende Menschheit ihr Werk betreibt, mit denen sie für alle Zeiten — wenn man es unsanft ausdrücken will — erblich belastet bleiben wird.

Aber ist der Weg der Geistesbildung, der hier beschrieben wurde, nicht gefährlich? Wenn die Jugend schon zur Traditionsforschung, zur Analyse überlieferter Begriffe angeleitet werden soll, wird sie damit nicht zu frühreifer Kritik verlockt? Und das Altertum: Stoff genug zu solcher Uebung mag es ja liefern; soll es denn aber für immer darauf verzichten, etwas Vorbildliches, Ewiggültiges darzustellen? Sein Anspruch, als erzieherische Macht zu wirken, war doch eben hierin begründet.

Es gab eine Zeit, da man fürchtete, die ins kleine gehende Untersuchung der Natur werde den Naturgenuß zerstören. Es hat sich gezeigt, daß die Schönheit geblieben ist, ja reicher geworden durch die Fülle sonst verborgener, nun aufgedeckter Züge, die im Gesamtbild leise mitwirken. So soll es überall auch der Altertumsforschung ergehen, sofern wir nur ihr richtig dienen, immer wieder von der ins einzelne dringenden Betrachtung zu der entgegengesetzten übergehen, die das Getrennte zur Einheit eines Bildes zusammenschaut. Mag dabei durch menschliche Schwäche manche Wirkung versäumt werden, unserer Wissenschaft und des hohen Berufes, den sie heute recht erfüllen kann, sind wir sicher.

## Aus dem Staate Amazonas.

Der Staat Amazonas ist bekanntlich einer der reichsten der Union und zählt zu denen, welche die größten Einnahmen haben, trotzdem der Staat einer der am schwächsten bevölkerten ist. Amazonas mit seinen knapp 400.000 Einwohnern hat eine Jahreseinnahme von durchschnittlich 18.000 Contos, während z. B. Rio Grande do Sul mit seinen 1.500.000 Einwohnern nur eine Einnahme von rund 10.000 Contos hat. Während also in Amazonas auf den Kopf der Bevölkerung 45% Steuer kommen, bezahlt in Rio Grande do Sul eine Person nur 6\$666. Das ist sehr merkwürdig, um so merkwürdiger, als die außerordentlichen Einnahmen für den Staat Amazonas bei weitem nicht ausreichen, so daß der Staat mit der Zeit ganz bedeutende Schulden gemacht hat. Die äußere Schuld beträgt 84 Millionen Franken. Dieselbe wurde 1906 bei der Société Marseillaise unter sehr günstigen Bedingungen aufgenommen. Sie wurde zum Typ von 77 Prozent ausgegeben; ferner erhielten die beiden Vermittler, welche natürlich der Clique der Nerys angehörten, je 1 Prozent des Gesamtwerts der Anleihe und außerdem ein Monatsgehalt von zwei Contos. Die Bank erhielt ebenso 1 Prozent der Anleihe und endlich mußte der Staat noch die ganz bedeutenden Spesen bezahlen, welche die Vermittler in Europa gemacht hatten. Für den Kupondienst hat der Staat der Société eine Provision von 8 Prozent zu zahlen. Man kann sich hiermit einen Begriff davon machen, wie groß die Spesen dieser Anleihe sind, um so mehr, als die Bank mit ihrem großen Profit noch nicht einmal zufrieden war und höhere Provision berechnete als ihr zukam. Als in Amazonas dann ein Regierungswechsel eintrat, weigerte sich der neue Gouverneur Bittencourt, der Bank die geforderte Provision zu zahlen und es kam zu einem Prozeß, in

welchem sogar die französischen Gerichte zu dem Entscheid kamen, daß die Bank sich übertrieben hohe Vorteile durch diese Anleihe verschafft habe. Der Staat hatte aber bei der Regierungsübernahme des jetzigen Gouverneurs auch noch eine schwebende Schuld von rund 30.000 Contos, so daß die Gesamtschulden des Staates über 80.000 Contos betrug.

Es ist selbstverständlich, daß der neue Gouverneur einen heillosen Schrecken bekam, als er Einblick in die Finanzlage erhielt, und daß er sich alsbald daran machte, Ordnung in den im Staatsschatzamt herrschenden Wirrwarr zu bringen. Wie aus einem seinerzeit veröffentlichten Bericht des Finanzinspektors hervorgeht, hatte der jetzige Gouverneur bereits im ersten Jahre seiner Regierung mit einem Defizit von über 9000 Contos zu rechnen, da das noch unter seinem Vorgänger Nery ausgearbeitete Ausgaben-Budget mit dem der Einnahmen gar nicht übereinstimmte. Dazu kam noch, daß infolge der niederen Gummipreise die Einnahme weit hinter dem Voranschlag zurückblieb, da der Exportzoll ja ad valorem erhoben wird. Der Gouverneur Bittencourt führte alsbald ein strenges Sparsystem ein. Er beschnitt alle Ausgaben derart, daß sich die seither herrschende Clique der Nerys in ihren Interessen schwer geschädigt sah. Die Folge davon war der Bruch zwischen dem Gouverneur und dem seitherigen Oligarchen Nery, welcher nun alles tat, um dem undankbaren Bittencourt das Leben sauer zu machen und ihn endlich zu stürzen. Es ist noch in aller Erinnerung, welcher Mittel sich Nery bediente, um seinen Zweck zu erreichen und hätte nach der Beschießung von Manaus der damalige Präsident Nilo Peganha nicht energisch auf Wiedereinsetzung Bittencourts bestanden, so würde der Oligarch wohl seinen Zweck erreicht haben. Leider sind ja die Offiziere, welche für die skandalösen Vorgänge in Manaus verantwortlich sind, strafflos ausgegangen, trotz der erdrückenden Beweise, welche gegen sie beigebracht werden konnten. Seitdem aber haben die Nerys, und mit ihnen der frühere Vize-Gouverneur Sa Peixoto, der auch wegen der Beschießung zur Rechenschaft gezogen werden mußte, ununterbrochen weitergewühlt und ihren ganzen Einfluß aufgeboten, um eine Intervention in Amazonas herbeizuführen. In der Deputiertenkammer mußte der Dr. Antonio Nogueira den Gouverneur in heftigster Weise angreifen und zugleich den Versuch machen, die Beschießung zu rechtfertigen. Es gelang ihm natürlich nicht, die Kammer von der Vortrefflichkeit der Nerys und der Schlechtigkeit Bittencourts zu überzeugen, obwohl er über eine Woche lang täglich über die Verhältnisse in Amazonas sprach. Nach ihm sprach der Deputierte Monteiro de Souza, welcher den Gouverneur in sehr geschickter Weise zu verteidigen wußte, so daß von den Anklagen gegen den Gouverneur so gut wie nichts übrig blieb.

Die beste Verteidigung für den jetzigen Gouverneur bildet aber der augenblickliche Stand der Finanzen. Dieselben sind nicht nur aufs Genaueste geregelt, sondern haben auch bereits eine ganz bedeutende Besserung erfahren. Die schwebende Schuld von über 30.000 Contos ist bereits auf ca. 18.000 Contos vermindert worden. Das letzte Finanzjahr hat mit einem beträchtlichen Saldo abgeschlossen und alle Ausgaben für das vergangene Jahr sind bereits bezahlt. Das will viel heißen, wenn man bedenkt, daß die Regierung infolge der Gummikrisis mit großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und außerdem von den politischen Gegnern in jeder Weise in ihrer Tätigkeit gehemmt worden war. Alle Staatsbeamten konnten pünktlich bezahlt werden und auch die schweren Verpflichtungen der äußeren Anleihe konnten stets pünkt-

lich erfüllt werden. Dabei herrschte im ganzen Staate, abgesehen von den durch die Gegner provozierten Unruhen, die größte Ruhe und Ordnung, so daß die Bevölkerung mit der jetzigen Regierung sehr zufrieden ist. Das konnte man gut beobachten, als der frühere Vizegouverneur vor einiger Zeit nach Manaus gereist war, um die Regierung wieder zu übernehmen. Wäre er damals nicht von der Polizei und den Bundestruppen energisch in Schutz genommen worden, so wäre er wohl kaum lebendig wieder aus Manaus herausgekommen. Auch die Beamtenschaft steht, natürlich abgesehen von den zur Familie Nery gehörigen, ganz auf Seiten des jetzigen Gouverneurs. Früher mußten sie trotz der enormen Einnahmen des Staates oft Monate lang auf ihr Gehalt warten, während sie jetzt sehr regelmäßig ausbezahlt werden. Zur Zeit Silverio Nerys haben einmal die Polizeitruppen 10 Monate auf ihre Löhnung warten müssen. Was das für die armen Leute besagen will, ist leicht einzusehen, da den Polizeisoldaten so leicht niemand auf Borg liefert und die Lebensmittel in Amazonas bekanntlich ungemein teuer sind. Die Soldaten wußten sich damals nicht anders zu helfen, als daß sie die Kasernen verließen und anderweit Arbeit suchen wollten. Da aber Nery nicht ohne Polizei sein konnte, ließ er die Ausreißer schleunigst zurückrufen, nachdem er bei der Munizipalkammer von Manaus einen Pump von 200 Contos angelegt hatte, um dieselben auszahlen zu können.

Daß sich unter solchen Umständen niemand in Amazonas nach der Herrschaft Nerys zurücksehnt, ist klar, und alle ihre Anstrengungen, wieder ans Ruder zu kommen, werden vergeblich sein. Sie hatten fest auf die Unterstützung der Bundesregierung gerechnet, welche aber glücklicherweise die wirklichen Verhältnisse genau genug kennt, und wohl ganz zufrieden ist, daß die Oligarchie in Amazonas ohne ihr Zutun beseitigt worden ist.

## Politische Umschau.

Die diplomatischen Besprechungen zwischen Deutschland und Frankreich über die Marokko-Frage nehmen einen friedlichen Verlauf. Die ersten Besprechungen des französischen Botschafters Cambou mit dem deutschen Staatssekretär des Aeußern v. Kiderlen-Wächter lassen den Schluß zu, daß Deutschlands Vorstoß in Marokko lediglich auf die Mißstimmung und Verdrossenheit darüber zurückzuführen ist, daß das deutsch-französische Abkommen vom Jahre 1909 für Deutschland ein Recht unbefriedigendes und mittelmäßiges Ergebnis im Bezug auf das vereinbarte wirtschaftliche Zusammenwirken ergeben hat. Die materiellen und wirtschaftlichen Vorteile, die durch das Abkommen Deutschlands zugesichert wurden, sind von Frankreich vernachlässigt und nicht inne gehalten worden. Aus diesen Erklärungen ergibt sich, daß die Verhandlungen vorerst auch nur auf der Basis des Abkommens von 1909 geführt werden. In der französischen Kammer hat der Minister des Aeußern de Selves Erklärungen über die Entsendung eines deutschen Kriegsschiffes nach Agadir, mit dem Hinweis auf die schwebenden Verhandlungen abgelehnt und betont, daß die Regierung von der Sorge erfüllt ist, mit Deutschland die Beziehungen guten Einvernehmens aufrecht zu erhalten. Diese friedliche Erklärung wurde sowohl in Frankreich als auch in Deutschland sehr gut aufgenommen. Was die Meldungen über die Schritte fremder Staaten in Berlin anbelangt, so hat die Nachricht von einem Protest der amerikanischen Regierung gegen die Errichtung einer deutschen Flottenstation am Atlan-

tischen Meer bisher keine Bestätigung gefunden und wird doch allgemein als unwahrscheinlich bezeichnet. Die Meldung von einer russischen Anfrage in Berlin wird halbamtlich dementiert. Es scheint somit eine gewisse Gewehr dafür gegeben, daß die Berliner Verhandlungen ruhig und ungestört durch äußere Einflüsse fortschreiten können.

Zwischen Spanien und Frankreich herrscht eine sehr gereizte Stimmung. Spanien wurde aus den französischen-deutschen Verhandlungen ausgeschlossen und Frankreich scheint entschlossen zu sein, Spanien rücksichtslos zu schneiden. Die französische Presse führt eine heftige Kampagne gegen das Madrider Kabinett. Sie wirft der spanischen Politik vor, daß sie das Abkommen zwischen Frankreich und Spanien zerrissen haben; daß die spanischen Absichten, sich in Marokko festzusetzen, den ganzen Konflikt heraufbeschworen haben. Spanien landet auch wieder immer neue Truppen und behauptet seine eingenommene Position. Die Lage in El Ksar wird auch mit jedem Tage bedrohlicher. Nach einer eben eingetroffenen Meldung stehen bereits Sultanstruppen vor El Ksar und man kann jeden Augenblick gewärtigen, daß Feindseligkeiten zwischen Spanien einerseits und Sultanstruppen und Franzosen andererseits ausbrechen können. Dieser Konflikt kann die ganze, in friedlichen Bahnen endlich eingeleitete Marokko-Angelegenheit wieder aus den Angeln heben. Die französische Regierung hat ihren Madrider Botschafter Herrn William Martin ermächtigt, Vorstellungen in Madrid zu erheben wegen den letzten Vorfällen in El Ksar. Falls man sich in diesem neuen Konflikt beiderseits keiner mäßigen Sprache befleißigen wird, so ist es nicht abzusehen, wann endlich die unselige Marokko-Affäre ein Ende nehmen wird.

Wie man einen unglücklichen Streit durch abwechselnden Kleinmut und Großtuerei verwickeln und in die Länge ziehen kann, beweist am besten die Haltung der jungtürkischen Regierung in der Malissoren-Frage. Sie hat abermals die Unterwerfungsfrist um 20 Tage verlängert, dabei aber erklärt, daß sie alle versprochenen Konzessionen zurückzieht. Das heißt, — wie sich der Berichterstatte der „Neuen Freien Presse“ ausspricht — eine Türe mit Schloß und Riegel zusperren und dann „Herein!“ rufen. Ich habe diese türkische Politik in einem früheren Artikel gekennzeichnet und charakterisiert und die Hoffnung ausgesprochen, daß nur die in Aussicht genommene Neubildung eines Kabinetts unter dem alten Kiamil Pascha die Lage retten kann. Es scheint aber, daß Kiamil Pascha wenig Aussichten hat, wieder Großwesier zu werden und daß das jetzige Kabinett noch fest im Sattel sitzt. Nun ist ein Ende des Konflikts gar nicht mehr abzusehen. Die Albanesen beharren auf ihren Forderungen. Montenegro steht an der Grenze kampfbereit. Serbien mobilisiert und Bulgarien scheint nur den günstigsten Moment abzuwarten, um dem alten Gegner erst recht mit der Türe drücken zu können. Unterdessen verbreitet sich der Aufstand über Süd-Albanien und im Selce-Gebiet aus. Es haben schon blutige Zusammenstöße und Kämpfe stattgefunden. Die türkische Regierung beteuert fortwährend ihre Friedensabsichten und konzentriert seine Truppen auf der ganzen Linie. Reden und Tuen sind also ganz verschiedene Sachen, und das ewige Spiel mit dem Feuer wird kein löbliches Ende nehmen.

Ganz köstlich und erheitend wirkt die Nachricht, daß die portugiesische Regierung sich bereit erklärt habe, dem Exkönig Manuel eine Summe von 25 Millionen Franken auszuzahlen, wogegen er feierlich und ausdrücklich den Thronverzicht aussprechen müßte, so daß dadurch der royalistischen Kampagne ein Ende bereitet würde. Ebenso sollen manche Führer der monarchistischen Bewegung der re-

publikanischen Regierung vorgeschlagen haben, gegen Zusicherung einer Amnestie für sie und eine stattliche baare Entschädigung sich der Republik zu unterwerfen. Das nenn ich mir eine gemüthliche Politik. R.

## Urteile sogenannter „Studienreisender“ über Brasilien.

Motto: Je ne l'ai pas fait moi; mais il est vrai, que je n'y ai pas moi.

Das Motto kann mich etwas entschuldigen, obwohl — ich konnte nicht anders — ich hörte und staunte. Kommt da eines Tages ein Männchen, wenig bedeutend, aber stark im Wort und Phrase, zurück aus dem schönen Brasilien, umgibt sich mit allen Reizen des Weltreisenden, der im Flug, vermöge seiner großen geistigen Fähigkeiten, alles sofort erfaßt, arrangiert eine Lichtbilder-Vorstellung, betitelt „Wanderungen durch Brasilien“. Die Bilder waren nicht nur mittelmäßig, sie waren unter „aller Kanone“. Diese schöne deutsche Bezeichnung soll die Tat etwas mildern. Es gibt Sachen, über die man mit faulen Witzen besser wegkommt.

Neugierig ging ich in den Vortrag, denn ich stand im Begriff, nach Brasilien zu reisen und wollte „hören!“ Ich hörte. Vor allem interessierte es mich sehr, zu hören, daß in Brasilien die weitgehendste „Gewerbefreiheit“ herrsche — ja, daß dort jeder „Cowboy“ durch eigenen Willen „Arzt“ werden könne. Hei, das war etwas für mich. Ich kaufte mir eine Bohrwinde, um „Mittelohrentzündungen“ kurieren zu können, ferner zwei große Zangen — für alle Zwecke geeignet —, eine schöne Knochensäge, dann das Handbuch „Der Arzt im Haus“ (allerdings antiquarisch), und beabsichtigte, mich sofort als Arzt niederzulassen. Einen zweiten Vortrag des „Weltreisenden“ mit dem Schafblick — mir scheint, ich habe einen Buchstaben vergessen: es soll heißen Scharfblick, ist aber nicht so aufzufassen — brachete mich fast ab von meinen Reiseplänen, speziell vom Besuch von Porto Alegre. Dort stolpert man an jeder Straßenecke über „Ermordete“. Das ist nun sehr unangenehm für denjenigen, über den man „stolpert“. Es kann ja auch der Nachsommer nicht immer sehr angenehm sein. Im Geiste malte ich mir aus, daß man über mich auch schnell „stolpern“ werde, namentlich nach einer mißglückten Operation. Ich wollte schon auspacken und die ärztlichen Instrumente wieder verkaufen, aber mein stark ausgeprägter Hang zur Opposition ließ mich dennoch reisen. Doch genug des Scherzes — ich bin hier nun um eine Illusion ärmer: ich kann mich nicht als Arzt etablieren, weil das Gesetz verlangt, daß man diese Kunst studieren muß. Gut — den Kaiserschnitt erfand ein Sauschneider — ich habe meinen einzigen Sohn vom sicheren Tode durch einen Schnitt mit dem Rasirmesser gerettet — heute ist er blühend und gesund. Doch das a pas — so sprechen Leute im Ausland über Brasilien, die hier volle Gastfreundschaft genossen haben.

„Naturam videant, ingemiscantque delicta!“ Aber es wäre auch gut für den Staat, der so mächtig aufblüht, wenn er sich die Leute genauer ansehen würde, die herkommen, um „dagewesen“ zu sein. Schnitzer können vorkommen und sind entschuldbar. Als ich das erste Mal den Aetna bestieg, erzählte mir auch einer der Einwohner, daß seine Familie unter der Lava liege, sein ganzes Hauswesen, seine Tiere, sein Geld, sein Alles. Da rührte mich das Mitleid. Das nächste Mal konstatierte ich, daß der

„Gäuner“ erst vier Jahre dort bettelt und der letzte Ausbruch vor ca. 60 Jahren war. Wie kann ein Mensch, der sonst nichts beurteilen kann, in 8 Tagen „Brasilien“ kennen lernen?

So ein Reisender sieht auch unter dem Äquator das „Nordlicht“ leuchten. Kann eine solche Berichterstattung dem Staate nützen? Ich, als zukünftiger Kolonist, der seine finanziellen Verhältnisse in die Wagschale warf, frag ihn um Landpreise und ich erfuhr mit Staunen, daß ich 100 Hektar prima Land für ca. Kronen 150 gleich Milreis 100 kaufen kann, ja man bot ihm sogar ein kleines Königreich vollständig gratis an — und zwar im Staate Parana, wo man über „Ermordete“ stolpert. Wie schön, in Brasilien „König“ zu sein, wenn man in Europa diese Würde so schwer erreichen kann. Jetzt sitze ich hier und warte auf das Königreich, das mich nichts kostet. Zum Glück kann ich sehr schnell Illusionen begraben und bin gewöhnt zu arbeiten, weil ich mich immer lieber auf mich selbst verlasse.

Das eine aber kann ich heute konstatieren. Brasilien ist ein Land, das schnell auffliegt und bestimmt ist, auf dem südlichen Teil der neuen Welt trotz Argentinien zu dominieren. Ehrlich gesagt, kann jeder, der arbeiten will, sich gut erhalten, besser als in dem überfüllten alten Europa. Aber Leute, die objektiv urteilen können, müssen das Land beschreiben, müssen lange beobachten und gut erfassen. Ich war einst bestimmt, „Island“ zu photographieren und darüber zu sprechen — Zeit hatte ich vier Wochen. Es wurden fünf Monate daraus, wovon ich die längste Zeit im Zelt zubrachte — dann erst schrieb und sprach ich darüber.

Ueber Brasilien, obwohl ich nur von Santos bis Villa Americana gekommen bin, habe ich heute schon eine feste Meinung. Rio ist meiner Ansicht nach die schönste Stadt der Erde. Darf ich mir ein Urteil anmaßen? Ich kenne den Bosphorus — das herrliche San Franzisko — das unvergleichliche geschäftliche Newyork. Ich habe am Nil studier gemacht, ich kenne Benares, Bombay, Colombo, ja, sogar in „Kyritz an der Knatter“ bin ich gewesen, nicht unerwähnt mag Bomst bleiben.

Ueber den Staat S. Paulo zitiere ich eine Meinung eines Kolonisten, der 8½ Jahre in Campos Salles war: Ich wünsche mir keinen anderen Gläubiger als den Staat S. Paulo. — Sollen solche Meinungen nicht geeignet sein, das Urteil eines „Weltreisenden“ umzustößen? Dorthin hätte der Mann sehen müssen, dort seine Studien machen — und nicht in sechs Tagen. Zeit gehört dazu.

Ich werde auch „Studien“ machen — aber mit dem Pflug in der Hand, im Kampf mit den 4 Meter langen Schlangen, die sich nur von europäischen Kolonisten nähren, und mit den ungeheuren Ameisen, die die Größe von Kälbern erreichen — ich kann die Größe eines Kalbes noch nicht beurteilen, denn ich habe noch keine Kuh. Bis jetzt habe ich keine Ursache, unzufrieden zu sein. Ich genieße Gastfreundschaft und erkenne das dankbar an, auch gewöhne ich mich schon ganz an Brasilien — ich kenne die Bedeutung des Wortes „paciencia“, und wir werden auch langsam auf „übermorgen“ verschoben, was wir „heute“ tun können.

Nichtsdestoweniger ist es ein herrliches Land, wo ich mich sehr wohl fühle und wie der Eindruck so der Ausfluß. Das ist die logische Folge der Ereignisse. Was der „Weltreisende“ schlecht macht, hoffe ich gut zu machen. Momentan legen meine Hühner Eier — ich gehe immer noch zu Fuß, mangels geeigneter Tiere, auf deren Rücken man bequemer weiter kommt — aber der Anfang ist gemacht und wir fühlen uns alle mitten unter Ermordeten und unter der „Fuchtel“ der brasilianischen Regierung sehr wohl — „nie so wohl gefühlt“, wie der Berliner sagt.

Felix Leibinger.

## Handelsbericht.

Vom 16.—31. Juli 1911.

Der Wechselkurs blieb in der letzten Hälfte Juli unverändert. Banco do Brasil notierte 161/8, die ausländischen Banken 161/16. Im Vorjahre notierte man 163/16—1623/32. Der Geldmarkt war wenig belebt, Wechsel wurden zu 163/32—161/8 geliefert, andere Papiere zu 169/64—1611/64. Der offizielle Wert des Milreis betrug 597—599 rs. Gold, der des Pfd. Sterl. 14,884—14,942. Die äußersten Notierungen waren: London 161/16—161/8; Hamburg 730—734 rs.; Paris 591—594 rs.; Italien 595 bis 599 rs.

Merkwürdigerweise macht man sich in Londoner Finanzkreisen noch immer Sorgen wegen der brasilianischen Finanzen. Besonders der „Financier“ hat in den letzten Tagen wieder darüber geschrieben, jedoch meint auch dies Blatt, daß die Beunruhigung schwinden werde, wenn es bekannt werde, daß die Bundesregierung sich von der Gummi-Valorisation fern hält, und wenn die Regierung ihre Ausgaben nach Möglichkeit einschränkt.

Der Kaffeemarkt war infolge der Unsicherheit im europäischen und nordamerikanischen Geschäft sehr ruhig. Die Preise fielen bedeutend, besonders nachdem auch von New York ungünstige Nachrichten eingelaufen waren. Infolge der niedrigen Angebote wurden mehrere Posten von den Verkäufern zurückgezogen. Während für Typ 7 am 15. Juli noch 11\$500 notiert wurde, stand derselbe am 31. Juli auf nur 10\$700. An letzterem Tage war das Geschäft etwas lebhafter. Die äußersten Preise waren für Marke 7 10\$600—11\$500. Im Auslande notierte man für dieselbe Marke:

Newyork	11,23—11,38	cents pro Pfd.
Hamburg	56,25—57,00	Mk. pro 50 kg.
Havre	68,00—70,5	Fr. pro 50 kg.
London	51 sh. 9 d. — 53 sh.	pro 100 Pfd.

Verkauft wurden vom 16.—31. Juli in New York 547.000 Sack, in Hamburg 355.000 Sack, in Havre 394.000 Sack, in London 149.500 Sack; Total..... 1.445.500 Sack.

Vom 1.—31. Juli wurden verkauft in New York 1.082.000 Sack, in Hamburg 840.000 Sack, in Havre 738.000 Sack, in London 274.500 Sack; Total.... 2.934.500 Sack.

Hier wurden 68.000 Sack verkauft, im ganzen Monat 139.000 Sack. Es trafen 130.519 Sack ein, verladen wurden 111.077 Sack. Ende Juli betrug der Stock 215.450 Sack, gegen 201.000 Sack Ende Juni.

Der Import war in der zweiten Hälfte Juli viel bedeutender als in der ersten Hälfte. Groß war die Einfuhr von Weizen, Petroleum und Alfafa.

Bohnen wurden nur 150 Sack von Lissabon importiert, während vom Inlande 314.488 Sack eintrafen. Für ausländische Bohnen wurden 23—25\$ pro Sack (62 Kilo) bezahlt. Schwarze Bohnen von Porto Alegre kosteten 11—12\$, Feijão Manteiga 15 bis 16\$, weiße Bohnen 10—11\$ pro Sack (60 Kilo).

Der Import von Reis betrug 6050 Sack, die Zufuhr aus den Staaten 4491 Sack. Die Preise sind unverändert geblieben. Nationalreis 1. Qualität kostete 27\$500—30\$000, 2. Qualität 22—24\$, englischer Reis 24—26\$000, Arroz Agulha 1. Qualität 34—35\$, 2. Qualität 30—32\$ pro Sack.

Der Import von Kartoffeln belief sich auf 22.280 Kisten, alle von Lissabon. Die Zufuhr betrug 5695 Sack. Für inländische Kartoffeln zahlte man 160—200 rs. pro Kilo, für portugiesische 17 bis 17\$500 pro Kiste zu 60 Kilos.

Die Zufuhr von Mais betrug 50.910 Sack, größtenteils von Minas. Die Preise sind zurückgegangen. Für 1. Qualität notierte man 7—7\$200, für 2. Qualität 6\$500—6\$800 pro Sack.

Es wurden 1010 Sack und 15 Tonnen Weizen-

mehl importiert. Der Import von Weizen betrug 196.018 Sack. Die Mehlpreise blieben unverändert. Moinho Inglez notierte 20\$500—23\$000, Moinho Fluminense 21\$—22\$, Moinho S. Cruz 21\$500—23\$500 pro 2 Sack.

Der Zuckermarkt war in der letzten Hälfte Juli fest. Die Nachfrage für alle Qualitäten war lebhaft, die Zufuhr nicht sehr bedeutend. Die Preise waren folgende: Weißer Kristallzucker 220—250 rs., Mascavo und Mascavinho 140—200 rs. pro Kilo.

Die Zufuhr betrug 44.193 Sack, verladen wurden 51.713 Sack. Stock am 31. Juli rund 204.000 Sack.

Infolge geringer Bestände und ungenügender Zufuhr (325 Pipas) sind die Branntwein-Preise wiederum gestiegen. Die Nachfrage war lebhaft, der Markt sehr fest. Branntwein von Paraty notierte 140—145\$, von Campos, Bahia und Rio Grande do Sul 130—135\$ pro Pipa.

Die Preise für Spiritus sind dagegen etwas zurückgegangen, obwohl auch die Zufuhr dieses Artikels geringfügig war. Es wurden 398 Volumen geliefert. Die Preise waren 240—250\$ für 40-gradigen, 225—230\$ für 38-gradigen, 220—225\$ für 36-gradigen Spiritus pro 480 Liter ohne Faß.

Schmalz wurde nicht importiert. Die Zufuhr vom Süden und von Minas belief sich auf 3057 Volumen. Die Preise blieben fast unverändert. Schmalz von Minas kostete 980—1\$ rs., von Porto Alegre 1\$120—1\$180, von Itajahy 1\$140—1\$200 pro Kilo.

Der Import von Butter betrug 395 Kisten, die Zufuhr von Minas und aus den Südstaaten 8621 Volumen. Die Preise blieben dieselben, 2\$800 bis 3\$200 für Minas-Butter, 1\$800—2\$100 für solche vom Süden. Die bekannten französischen Marken 2\$400 bis 2\$500 pro Kilo.

Es wurden 2961 Ballen Carne Secca importiert, während von Rio Grande do Sul 1414 Ballen eintrafen. Xarque vom La Plata kostete 700 bis 960 rs., von Rio Grande 680—800 rs. pro Kilo.

Alfafa wurden 16.882 Ballen vom La Plata importiert, wogegen die Zufuhr vom Süden nur 2134 Ballen betrug. Man notierte 195—205 rs. für ausländische, 240—250 rs. für inländische Ware.

Der Import von Zement betrug 30.529 Tonnen, wovon 5200 von Deutschland. Die Preise blieben unverändert, 10—13\$ pro Tonne.

Der Import von Petroleum betrug 33.000 Kisten. Die Preise waren 6\$800—7\$000 pro Kiste.

Der Baumwollmarkt war still. Die Preise abermals bedeutend gesunken, da auch im Auslande ein großer Preissturz erfolgt ist, weil die nordamerikanische Ernte sehr groß zu werden verspricht. Die Zufuhr betrug 5938 Ballen, verladen wurden 9102 Ballen. Der Stock betrug Ende Juli 19.129 Ballen. Die Preise waren: Pernambuco 9\$800 bis 10\$500, Rio Grande do Norte 9\$300—10\$200, Ceara 10\$—10\$300, Parahyba 9\$400—9\$800.

Der Eingang von Tabak belief sich auf 12.859 Volumen. Die Nachfrage war gering. Die Preise hielten sich jedoch. Man notierte 700 rs. bis 2\$100 pro Kilo, je nach Qualität. Die Zufuhr von Zigarren (Charutos) betrug nur 36 Volumen.

Die Schiffsbewegung war folgende. Es liefen in Rio de Janeiro ein:

Vom 16.—31. Juli:

Brasilianer 40 Dampfer mit 23.616 Tonnen, Deutsche 11 D. mit 32.126 T., Engländer 22 D. mit 70.950 T., Franzosen 6 D. mit 19.132 T., Italiener 4 D. mit 11.175 T., Holländer 2 D. mit 8141 T., Oesterreicher 5 D. mit 13.294 T. Verschiedene Nationen 2 D. mit 2180 T. Total 92 Dampfer mit 180.619 Tonnen.

Es fuhren vom 16.—31 Juli aus:

Brasilianer 36 Dampfer mit 23.177 Tonnen, Deutsche 10 D. mit 33.478 T., Engländer 25 D. mit

81.337, Franzosen 5 D. mit 16.976 T., Italiener 4 D. mit 9863 T., Holländer 2 D. mit 8141 T., Oesterreicher 4 D. mit 11.583 T. Verschiedene Nationen 2 Dampfer mit 2180 Tonnen. Total 88 Dampfer mit 186.735 Tonnen.

In ganzen Monat fuhren ein:

Brasilianer 67 Dampfer mit 41.692 Tonnen, Deutsche 25 D. mit 79.416 T., Engländer 45 D. mit 150.807 T., Franzosen 13 D. mit 39.081 T., Italiener 12 D. mit 33.589 T., Holländer 3 D. mit 13.100 T., Oesterreicher 7 D. mit 18.771 T. Verschiedene Nationen 6 Dampfer mit 10.574 Tonnen. Total..... 178 Dampfer mit 387.030 Tonnen.

Es fuhren aus:

Brasilianer 64 Dampfer mit 42.760 Tonnen, Deutsche 22 D. mit 74.597 T., Engländer 49 D. mit 158.577 T., Franzosen 11 D. mit 33.361 T., Italiener 10 D. mit 25.873 T., Holländer 3 D. mit 13.100 T., Oesterreicher 5 D. mit 15.143 T. Verschiedene Nationen 5 Dampfer mit 7.746 Tonnen. Total..... 169 Dampfer mit 271.157 Tonnen.

## Aus aller Welt.

— Vor dem Altener zuständigen Gericht hat der Prozeß gegen die Kunstbutterfabrikanten Mohr u. Co. seinen Anfang genommen. Die gerichtlichen Verhandlungen sind die Folge der Massenvergiftungen durch den Genuß von Margarine, welche Ende November letzten Jahres so großes Aufsehen erregten. Dutzende von Familien waren in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Zahl der Krankheitsfälle belief sich auf 175. Bei allen Betroffenen waren die Vergiftungserscheinungen zu Tage getreten, nachdem sie von der Kunstbutter genossen hatten. Der Polizei gelang es sehr bald, die Lieferanten des schädlichen Produktes zu ermitteln, welche sich nunmehr vor Gericht zu verantworten haben. Die Erkrankungen waren nach dem Genuß einer ganz neuen, unter dem Namen „Backa“ in den Verkehr gebrachten Margarine entstanden.

— Vom Berliner Magistrat wurde die Aufnahme einer Anleihe von 323 Millionen Mark beschlossen, die für zahlreiche städtische Bauten und Verkehrszwecke bestimmt ist. Damit sind die Schulden der Stadt Berlin auf über 700 Millionen Mark, die jährlichen Zinsen und Amortisation auf rund 40 Mill. gestiegen.

— Am Bundesschießen in Grenoble hat Konrad Stäheli von St. Gallen, der Weltmeisterschütze von Rom, die Meisterschaft auf 300 Meter mit dem Maximum von 60 Carton geschossen. Direktor Baer, Feuerthalen, schloß auf 300 Meter 53 und auf 500 Meter 50 Karton und holte sich ebenfalls die französische Meisterschaft.

— Die Marineetats im Jahre 1911/12 betragen in England 905, in den Vereinigten Staaten 626, in Deutschland 513, in Frankreich 388, in Rußland 281, in Japan 222, in Italien 180 und in Oesterreich 118 Millionen Kronen.

— Eine aufsehenerregende medizinische Entdeckung wurde von dem amerikanischen Forscher Professor Carrell vom Rockefeller-Institut in New-York vor einem Auditorium von Aerzten vorgeführt. Es ist dem Forscher gelungen, Körpergewebe, die verschiedenen Organen entnommen waren, außerhalb des Körpers zu weiterem Wachstum anzuregen. Professor Carrell hat die Gewebe auf einen besonderen Nährboden, das sogenannte Blutplasma, gebracht. Dem Vorgange folgte eine Vorführung von Lichtbildern, welche die von Professor Carrell gewonnenen Präparate zeigten. Man sah Gewebstücke der Milz, Schilddrüsen, des Knorpels, der Nervenzellen

und Geschwülstteilchen, die in geradezu verblüffender Weise ihr Wachstum auf dem Carrellschen Nährboden erkennen ließen. Professor Sticker wies darauf hin, daß die Carrellsche Entdeckung einen ungeahnten Ausblick auf die ganze moderne Lehre von den Neubildungen eröffne.

— Durch die deutschen Steuergesetze der letzten Jahre sind namentlich die Gastwirte stark in Mitleidenschaft gezogen worden, so daß viele von ihnen nicht imstande waren, die schweren Belastungen zu tragen. Wie auf dem deutschen Gastwirtetag in Braunschweig mitgeteilt wurde, sind infolge der letzten Finanzreform einzig in Berlin 2000 Gastwirtsbetriebe eingegangen. Diese Tatsache beweist auch, daß es nicht so leicht ist, die indirekten Steuern auf die Konsumenten abzuwälzen, wie man anfangs glaubte.

— Aus Nizza wird gemeldet: In Ventimiglia wurden Fälle von Cholera asiatica festgestellt und abermals Quarantäne verhängt. Zu Beginn der letzten Saison flohen viele Tausend Süd-Italiener nach der französischen Riviera, welche an der Grenzstation Ventimiglia von der französischen Sanitätspolizei abgesperrt werden mußten. In Nizza herrscht eine Kinder-epidemie mit Fieber und Dysenterie. Man warnt vor dem Genuß ungekochten Obstes und rohen Trinkwassers. Den Beamten ist Schweigepflicht (!) auferlegt worden.

— Ueber die neuen deutschen Linienschiffe veröffentlichte der kürzlich erschienene „Nautikus“, das Jahrbuch der deutschen Marine, interessante Angaben. Bis dahin war man in Bezug auf die neuen deutschen Kriegsschiffe auf die Mitteilungen englischer Blätter angewiesen. Es stellt sich jetzt heraus, daß diese englischen Angaben jedoch im wesentlichen vielfach unzutreffend sind und daß es sich bei den neuen deutschen Schiffen um viel gewaltigere Kriegsfahrzeuge handelt, als man in England erfahren haben wollte. Nach den englischen Angaben sollten die vier neuen Linienschiffe „Ost-Friesland“, „Thüringen“, „Helgoland“ und „Oldenburg“ je 21.300 Tonnen haben. Diese Tonnenzahl ist aber nicht richtig. Nach dem „Nautikus“ beträgt die Wasserverdrängung der neuen Schiffe 22.800 Tonnen, das ist also um 3900 Tonnen mehr als die der Nassauklasse, der die vier Linienschiffe „Nassau“, „Posen“, „Westfalen“ und „Rheinland“ angehören. Auch die Angaben der englischen Blätter über den neuen Panzerkreuzer „Moltke“ sind unrichtig. Das Schiff hat volle 4000 Tonnen mehr als der im vorigen Jahre vom Stapel gelassene „von der Tann“.

— Die von der italienischen Kammer eingesetzte parlamentarische Untersuchungskommission über die beim Bau des neuen Justizpalastes vorgekommenen Unterschlagungen haben begonnen. Die Kosten des Baues waren mit acht Millionen Lire veranschlagt. In Wirklichkeit hat jedoch das Gebäude mit der Inneneinrichtung vierzig Millionen Lire gekostet. Selbst wenn mehrere Millionen für nachträglich bewilligte Arbeiten und für die Inneneinrichtung in Anrechnung gebracht werden, beläuft sich die verantwortliche Summe doch immer noch auf etwa 15 Millionen Lire. Die Untersuchung muß zutage fördern, wer bei Vergebung und bei Ausführung des Baues diese Millionen in die Tasche gesteckt hat.

— Ueber körperliches Gestalten im Schulunterricht hat sich jetzt laut „Berl. Ztg.“ der preußische Kultusminister in einem Erlaß ausgesprochen. „In dem versuchsweise eingeführten Unterricht werden die Kinder zu sinnfälliger Darstellung des Vorgestellten mittels körperlichen Gestaltens angehalten. Es muß der Werkunterricht sich aus den Bedürfnissen des gesamten Unterrichts ergeben und kann dafür nicht ein besonderer Lehrplan aufgestellt werden, der den Werkunterricht als ein neues Unter-

richtsfach neben den in der Volksschule sonst üblichen Tätigkeiten erscheinen läßt.“

— Die Bank von England wird seit dem Jahre 1680, da sie in Gefahr war gestürzt und ausgeraubt zu werden, Tag und Nacht bewacht. Bei Tag kann man an den Toren des Bankgebäudes rotbefrackte Diener sehen, die harmlos einen Stock unter dem Arm halten und strenge darauf sehen, daß kein verdächtiges Individuum das Gebäude betritt. Bei Nacht stehen ungefähr 100 Personen Wache. Davon sind 34 Soldaten, unter denen sich ein Trommler und ein Offizier befinden.

— Ein entsetzlicher Unglücksfall ereignete sich am 22. Juni nachmittag auf dem Grundstück der Sächsischen Spiritusgesellschaft an der Hamburger Straße in Dresden. Im Steuere Keller, wo sich der unversteuerte Spiritus befand, entstand etwa um 1/4 Uhr aus bisher noch nicht genau ermittelter Ursache eine schwere Explosion mit fürchterlichen Folgen. Ein Arbeiter und ein Expedient, die sich in unmittelbarer Nähe befanden, erlitten den Verbrennungstod, drei weitere Leute, ein Steueraufseher, der sich in Ausübung seines Berufes befand, ein Feuerwehrmann und ein Geschäftsführer der Firma wurden sehr schwer und mehrere Personen leicht verletzt. Als ein großes Glück ist es zu bezeichnen, daß die Abteilung des unversteuerten Spiritus von dem versteuerten, der an dieser Stelle in sechs großen Bassins aufbewahrt wurde, durch eine feuersichere Mauer getrennt war. Die Explosion hätte sonst von unberechenbaren Folgen sein können. — Eine weitere Meldung aus Dresden vom 21. Juni besagt: Das Unglück ereignete sich nachmittags gegen 3 1/2 Uhr. Die sofort herbeigeeilte Feuerwehr fand den 31 Jahre alten Abfüller Schalm unter den Trümmern vor, er gab nur noch schwache Lebenszeichen von sich und starb bald darauf. Der Kontorist Wolf trug so erhebliche Verletzungen davon, daß man an seinem Aufkommen zweifelt. Ferner erlitten der Direktor Schmidt, ein Steueraufseher und ein Oberfeuerwehrmann schwere Brandwunden. Sie wurden sämtlich ins Krankenhaus übergeführt. Mehrere andere Personen trugen leichte Verletzungen davon. Da auch ein Nachbarbehälter beschädigt wurde, sind mindestens 40.000 Liter Spiritus ausgelaufen. Man befürchtet, daß insgesamt etwa 80.000 Liter Spiritus verdorben sind.

— Aus Petersburg wird gemeldet: In der Expedition der Druckerei von Staatspapieren wurden 20 000 Postmarken gestohlen.

— Der Innsbrucker Universitäts-Professor Dr. Emanuel Hibler hatte sich vor kurzem bei einer Sektion durch Leichengift infiziert und ist nunmehr an dieser Infektion gestorben.

— Eine Flugleistung, wie sie bisher noch nicht zu verzeichnen war, hat am 1. Juli Oberingenieur Hirth vollbracht, indem er mit seinem Eindecker die Fahrt von München über Nürnberg und Leipzig nach Berlin zurücklegte. Um 6 Uhr 50 Minuten abends verließ er mit einem Passagier, dem Fabrikanten Dürlach, München und landete um halb 9 Uhr glatt in Nürnberg. Am nächsten Morgen um 4 Uhr 30 Min. früh setzte er den Flug fort und traf um 6 Uhr 45 Min. in Leipzig ein, wo er eine kurze Zwischenlandung vornahm. Dann flog er weiter nach Berlin, wo er auf dem Jahannistaler Flugfeld glatt landete. Hirth sowie sein Passagier erzählten, sie hätten gegen sehr heftige Winde anzukämpfen gehabt. Die Gesamtdauer der Fahrt betrug 14 1/2 Stunden, die reine Flugdauer 5 Stunden 41 Minuten. Da die zurückgelegte Strecke 530 Kilometer beträgt, so wurde eine Geschwindigkeit von 90 bis 100 Kilometer erzielt. Der Apparat brauchte also zur Fahrt die Hälfte der Zeit des D-Zuges von München nach Berlin. Die Höhe in der er flog, schwankte zwischen 400 und 700 Meter. Hirth hat somit den Kathreiner-Preis von fünfzigtausend Mark gewonnen. Es verdient bemerkt zu werden, daß Hirth seine Fahrt auf einem Etrich-Rumpler-Eindecker, einer Verbesserung der bekannten Illner-Type zurückgelegt hat.

— Das außergewöhnliche große Interesse, das alle Welt an der Krönung König Georgs V. genommen hat, läßt sich wohl durch nichts besser illustrieren, als durch die Summe der Preßtelegramme, die an dem Krönungstage von London

aus in die englischen Provinzen und ins Ausland geschickt worden sind und die gewaltige Gesamtsumme von 867.000 Worten erreichen. Am folgenden Tage, dem des großen königlichen Umzuges, wurden weitere 370.000 Worte von London aus telegraphiert. Wie angestrengt die Londoner Telegraphenämter an diesem Tage haben arbeiten müssen, zeigt ein Vergleich jener Zahlen mit der Durchschnittssumme der an gewöhnlichen Tagen telegraphierten Worte, die 150.000 bis 200.000 beträgt. Jene Zahlen bedeuten übrigens auch eine erstaunliche Zunahme gegenüber der Summe von Worten, die anlässlich der Krönung König Eduards VII. telegraphiert wurden. Am 9. August 1902, dem Krönungstage, umfaßten die Preßberichte rund 500.000 Worte und am Tage des königlichen Umzuges, dem 25. Oktober, rund 170.000.

— Großes Aufsehen erregt in Maria-Theresiopel in Ungarn erfolgte Verhaftung des jungen Baron Rudolf Gutmann de Gelse, eines Sohnes des bekannten ungarischen Großindustriellen und Kohlenbergwerksbesitzers Baron Ludwig Gutmann de Gelse. Der junge Mann führte seit vielen Jahren eine überaus verschwenderische Lebensweise und seine Familie hat seine nicht unbeträchtlichen Schulden — man spricht von einer Viertelmillion Kronen — vor kurzem bezahlt. Vor mehreren Monaten machte der junge Baron abermals Schulden und wurde von seiner Familie aus dem Hause gewiesen. Vor einigen Tagen traf nun der junge Baron in Maria-Theresiopel ein, wo er sich dem dortigen Kaufmann Moritz Berger als „Desider Gergely“ vorstellte und diesem einen auf 300 Mark lautenden Scheck mit dem Ersuchen vorwies, er möge diesen Scheck eskomptieren. Der Kaufmann, der Kenntnis davon hatte, daß Gergely ein Sohn des Baron Gutmann sei, erklärte sich hierzu bereit und übergab dem jungen Mann 200 Kronen. Der betreffende Scheck war von der Hannoveranischen Filiale der Deutschen Kommerz- und Diskontobank ausgestellt und mit der Unterschrift der Firma Lemberg in Hannover versehen. Zahlbar war der Scheck bei der Kasse der Ersten ungarischen Gewerbebank in Budapest. Berger wollte den Scheck am nächsten Tag in einer Wechselstube eskomptieren, allein dort stellte es sich heraus, daß der Scheck gefälscht sei. Berger erstattete hierauf gegen den Baron die Anzeige bei der Polizei. Die Untersuchung ergab, daß der Baron vor kurzem sein früheres Absteigquartier in Maria-Theresiopel verlassen habe, ohne die Miete zu bezahlen. Schließlich wurde der junge Mann in Palics eruiert und verhaftet. Er protestierte gegen seine Verhaftung und berief sich darauf, daß er der Vertreter der Firma Lemberg in Hannover sei. Von dieser Firma will er den betreffenden Scheck erhalten haben. Der Baron befindet sich gegenwärtig noch in Polizeigewahrsam.

— Großes Aufsehen erregt in London das geheimnisvolle Verschwinden einer wohlhabenden Dame aus Bremen mit ihrer Gesellschafterin. Die Dame ist die 55jährige verwitwete Franz Vogt, die am letzten Montag morgen hier zu einem Besuche bei ihrem hie wohnenden Sohne eintraf. Ihre Begleiterin hieß Lena und war ungefähr 19 Jahre alt. Der Sohn war am Montag früh durch ihre Ankunft überrascht worden. Er ließ die Koffer ins Haus bringen und bat die Damen dann, ihn nach dem Bahnhof zu begleiten, da er eiligst zur Stadt gehen müßte. Der Bahnhof liegt nur fünf Minuten von seinem Hause; hier sagte er ihnen Adieu, nachdem er ihnen den Rückweg beschrieben hatte. Seitdem, so erklärt Herr Vogt, sei jede Spur von beiden verschwunden.

— Aus Petersburg wird gemeldet: In der Expedition der Druckerei von Staatspapieren wurden 20.000 Postmarken gestohlen.

— Der Innsbrucker Universitäts-Professor Dr. Emanuel Hibler hatte sich vor drei Tagen bei einer Sektion durch Leichengift infiziert und ist nunmehr an dieser Infektion gestorben.

— Die Schwächlichkeit der Negerpolitik Lord Gladstones trägt immer wieder Früchte. So hat in der Nähe von Johannesburg eine Frau Humley sich eines schwarzen Unholdes nicht anders zu erwehren gewußt, als daß sie ihn mit einem Revolver niederschloß. Sie befand sich im Bette, als der Neger sich Einlaß in das Haus verschaffte, und feuerte zwei Schüsse auf den Eindringling ab, die ihn sofort tot niederstreck-

ten. In Port Elizabeth überfiel ein Neger eine junge Dame und biß sie in die Wangen.

— Massenvergiftungen durch Milch werden aus Edinburg (Schottland) gemeldet: Dort liegen jetzt über 200 Personen infolge Genusses von roher Milch, die von einem Händler geliefert wurde, krank darnieder. Eine Menge anderer Konsumenten der Milch kamen mit leichterem Unwohlsein davon. In einem Krankenhaus ist bereits ein Knabe unter Vergiftungserscheinungen gestorben. Bisher ist es der Edinburger Sanitätsbehörde nicht gelungen, die Erreger der Massenerkrankungen festzustellen.

— Ein mit Tee, Tabak und Manufakturwaren gefülltes Lager im Werte von über 100.000 Rubel ist durch Feuer in Lodz vollständig eingeäschert worden.

— Am 7. Juli trat mit reichem Reisematerial ausgerüstet der bekannte österreichische Forscher Otto Artbauer eine Afrikareise an. Die Fahrt geht zunächst nach Malta und von dort nach Tripolis, wo die Karawanne ausgerüstet wird, um dann die österreichische Sahara-Expedition anzutreten. Die Expedition wird voraussichtlich zwei Jahre in Anspruch nehmen und die Forschungen werden sich hauptsächlich auf den östlichen Teil der Sahara erstrecken. Die Expedition wurde durch die Unterstützung des Unterrichtsministeriums und des niederösterreichischen Landtages ermöglicht, insbesondere hat aber auch Sr. Majestät der Kaiser, Sr. k. u. k. Hoheit Erzherzog Rainer, Fürst Liechtenstein, sowie die Herren R. v. Schoeller, Dreher und v. Gutmann das Unternehmen durch Spenden gefördert. Artbauer unternimmt mit dieser Expedition seine sechste Afrikareise. Er zählt heute zu den besten Kennern der verschiedenen Gebiete des noch wenig bekannten Erdteils. Zuletzt verbrachte er drei Jahre in Marokko, wo er die zweite Hälfte des dortigen Aufenthaltes ausschließlich der Erforschung des gerade in neuester Zeit so interessanten Rifgebietes widmete.

— In London endete nach viertägiger Verhandlung ein Prozeß, der in der Londoner Gesellschaft großes Aufsehen erregt. Mr. Hoace Bottomley, Mitglied des Unterhauses und Besetzer der weitverbreiteten Zeitschrift „John Bull“, der wegen der zahlreichen Prozesse, die gegen ihn anhängig gemacht wurden, eine Art Berühmtheit erlangt hatte, war von Frau Curtis auf Herausgabe von 1,700,000 Kronen verklagt worden. Diese Summe soll er ihrem Vater, dem kürzlich verstorbenen Robert Master, einem höheren englischen Zivilbeamten im Ruhestande, der im Alter ganz kindisch geworden sein soll, unter Vorspiegelung falscher Tatsachen zum Ankauf falscher Spekulationspapiere herausgelockt haben. Der Anwalt der Klägerin, Ritter, bezeichnete Bottomley als den pfiffigsten Dieb des ganzen englischen Weltreiches. Er hoffe, sagte Rechtsanwalt Ritter, daß Bottomley vor den Staatsanwalt kommen und zu einer schweren Gefängnisstrafe verurteilt werde. Bottomley revancheierte sich dadurch, daß er Mr. Ritter den berüchtigsten Erpresser des Anwaltsstandes nannte. Das Gericht verurteilte Bottomley zur Herausgabe von 1,200,000 Kronen. Das Urteil wurde vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen.

— Gegen die Anleihewirtschaft im Deutschen Reiche will Staatssekretär Wermuth jetzt energisch vorgehen, nachdem ihm die günstigen Rechnungsergebnisse der letzten beiden Jahre Mut dazu gemacht haben. Wie eine offiziös bediente Korrespondenz mitteilt, sei es sein Bestreben, die einmaligen Ausgaben nichtwerbender Natur, die gegenwärtig noch im Extraordinarium des Etats vorhanden sind, auf das Ordinarium zu übernehmen, das heißt also, nicht durch Anleihe, sondern durch laufende Mittel zu decken. Dieser Plan werde bereits im Etat für 1912 in Angriff genommen werden. Sehr gut! Damit würde also der Reichsschatzsekretär sich das Finanzprogramm zu eigen machen, das schon vor Jahrzehnten von den Freisinnigen aufgestellt und lebhaft vertreten worden ist. Es sollte uns freuen, wenn Staatssekretär Wermuth sein Projekt zur Ausführung bringen könnte. Natürlich kann das, wie die „Freis. Ztg.“ mit Recht hervorhebt, nur geschehen, wenn strengste Sparsamkeit geübt wird, aber Sparsamkeit am rechten Fleck, nicht etwa durch Verkürzung der Mittel für kulturelle und soziale Zwecke. Warten wir also ab, wie sich in dieser Beziehung die Etats der nächsten Jahre gestalten werden.

— Der Rentner Leopold Rischard aus Wiltz hat der Luxemburger Liga gegen Tuberkulose zum Bau eines Sanatoriums 250.000 Mark vermacht.

— In Petersburg beginnt man gegen die Trunkenheit vorzugehen und sich der Opfer, die der „Wutki“ täglich fordert, anzunehmen. Man plant, nach der „Frankf. Ztg.“, zu diesem Zwecke eine eigenartige Maßnahme. Das vom Petersburger Stadtamt eingesetzte Mäßigkeitskuratorium schlägt nämlich vor, in der Stadt zwölf bis fünfzehn Ernüchterungskammern einzurichten. Diese Räume, in denen die Betrunknen, die man in den Straßen aufgesammelt hat, ihre Rausche ausschlafen sollen, werden mehrere „Abteilungen“ nach Alter, Geschlecht und dem Grad der Betrunkenheit enthalten. Alle Ernüchterungskammern müssen für mindestens dreihundert Personen Platz bieten. Die Beaufsichtigung der Lokale wird einem Arzt übertragen. Für die Verpflegung der Betrunknen soll ein geringer Betrag gezahlt werden, der später von dem Ernüchterten einzuziehen ist. Mit dieser Einziehung wird es nur manchmal seine Schwierigkeiten haben, denn die rechten Wutkifreunde pflegen meist so lange zu trinken, bis die letzte Kopeke vertan ist.

— Ein Aufstand gegen Madero ist im mexikanischen Staate Chiapas ausgebrochen; 2000 Mann unter José Torres verlangten den Rücktritt des Staatsgouverneurs; dieser entfloh.

— Die Landschaft in Glockau hatte dem Bund der Landwirte zu seinem Wahlfonds 2000 Mark überwiesen. Der Deutsche Bauernbund hatte darauf beantragt, auch ihm, der ebenfalls landwirtschaftliche Interessen vertritt, 2000 Mark zuzubilligen, da er in dem Bereich der Landschaft zahlreiche Mitglieder habe, die an der Aufbringung der Gelder für die Landschaft hervorragend beteiligt seien. Wie nun berichtet wird, hat die Landschaft dieses Gesuch abgelehnt mit der Motivierung, daß sie an politische Verbände keine Mittel abgebe.

— Der „Lokalanzeiger“ meldet aus Petersburg: Die Villa der Familie Ludwig Nobel in Libau ist nachts niedergebrannt. Eine zehnjährige Tochter und ein siebenjähriger Sohn Nobels kamen in den Flammen ums Leben. Die Gouvernante der Kinder wurde vor Schrecken wahnsinnig. Sämtliche Mitglieder der Familie schliefen, als der Brand ausbrach. Herr Nobel selbst befand sich in Petersburg.

— Lord Kitchener soll nach einer Meldung des „Daily Telegraph“ als Nachfolger des erkrankten Eldon Gorst für den Posten eines diplomatischen Agenten in Aegypten ausersehen sein.

— Aus Brüssel wird telegraphiert: Der internationale Kongreß der Eisen- und Stahlindustriellen beschloß die Einsetzung einer Kommission, welche untersuchen soll, inwieweit die Industriellen der interessierten Länder zu einer Verständigung gelangen konnten, die nicht die Feststellung der Preise, noch auch die Frage der Absatzgebiete betreffen würde, sondern nur die Frage der Arbeitslöhne und des Transportes.

— Der Ausstand der Wollkämmer in Bradford, der drei Wochen dauerte und sich auf 12.000 Arbeiter erstreckte, ist beigelegt. Die Ausständigen nehmen die Arbeit unter den vor dem Ausstande in Geltung gewesenen Bedingungen wieder auf.

— Es besteht in diesem Jahre eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Nobel-Preis für Literatur einem Dänen zufallen wird. Es sind von dänischer Seite zwei Dichter in Vorschlag gebracht worden, die auch in Schweden ein großes Ansehen genießen und deren Anwartschaft auf den Nobel-Preis nicht unbeträchtlich zu sein scheint; das sind die beiden Autoren Dr. phil. Ernst von der Recke und Karl Gjellerup. Wie dänische und schwedische Blätter melden, sind diese Schriftsteller sowohl von der philosophischen Fakultät der Universität Kopenhagen als von Mitgliedern der Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften dem Nobel-Komitee offiziell in Vorschlag gebracht worden. Es haben bisher nur zwei Dänen überhaupt die Auszeichnung eines Nobel-Preises erhalten, und zwar im Jahre 1903 Professor Niels Finsen (den Preis für Medizin) und Fr. Baier 1908 (die Hälfte des Friedenspreises).

Für den Literaturpreis wurde bisher Georg Brandes dänischerseits in Vorschlag gebracht, jedoch vergeblich. Von französischer Seite ist dieses Jahr Pierre Loti für den Literaturpreis in Vorschlag gebracht worden. Der Literaturpreis ging bisher zweimal nach Frankreich; es erhielten ihn im Jahre 1901 Sully Prudhomme und 1904 Mistral (mit dem Spanier Echegaray zusammen). Drei deutsche Autoren erhielten den Nobel-Literaturpreis, nämlich Mommsen (1902), Encken (1908) und Paul Heyse (1910).

— Am Plankenstein im Kreuthertal sind von einer Abteilung des 1. Infanterieregiments König in München, die dort eine Kletterübung machte, vier Mann und ein Offizier abgestürzt; ein Unteroffizier schwer verletzt. Die Rottacher Abteilung der Tegernser Sanitätskolonne holte die Verletzten mit Tragbahnen ab und brachte sie auf die Eisenbahn.

— Ein neuer Hansabund, der nach den alten Richtlinien des vor zwei Jahren gegründeten Hansabundes die Interessen des Handels und der Industrie vertreten soll, ist in Essen gegründet worden. Es wurde in der Sitzung ausdrücklich betont, daß der neue Bund nicht gegen sondern mit dem Hansabund arbeiten soll. Der neue Bund wird sich von dem alten nur dadurch unterscheiden, daß er die Politik des alten, namentlich den scharfen Kampf des Vorsitzenden des alten Bundes, Geheimrat Professor Dr. Rießen gegen rechts, nicht mitmachen will, sondern daß er die Politik der mittleren Linie verfolgt. Vertreten waren in dieser Sitzung meist Männer der Schwerindustrie.

— Das Vermögen der Stadt Berlin in festem Besitz beträgt zurzeit 415 Mill. Außerdem liegen noch 85 Mill. gemünztes Geld in den Kassen.

— Von der schlesisch-russischen Grenze wird der „Kattow. Ztg.“ berichtet, daß der Kaufmann Kamien in Siedletz, der bereits Vater von sechs Töchtern ist, in große Wut geriet, als ihm die Hebamme scherzweise die Geburt einer siebenten Tochter anzeigte, obgleich das neugeborene siebente Kind ein Knabe war. Kamien ergriff in seiner Wut das neugeborene Kind, schlug es gegen die Wand und warf dann den leblosen Körper gegen die Mutter. Dann mißhandelte der Mann seine Frau und die Hebamme und zerschlug die Wohnungseinrichtung. Das Kind ist tot, die Frauen sind schwer verletzt. Als der entmenschte Vater erfuhr, daß sein Jüngstes ein Sohn gewesen war, wurde er irrsinnig.

— Nach einem Telegramm aus Valparaiso wird die Zahl der Menschenleben, die der gewaltige Zyklon, der Iquique vernichtet hat, an der Küste und im Innern Chiles gefordert hat, auf über 300 geschätzt. Dazu kommen zahlreiche Schwerverwundete, die bei Häusereinstürzen und dem niedergehenden Hagel sowie im Hochwasser der Küstenflüsse Verletzungen davontrugen. Der Kapitän eines im Hafen von Iquique eingetroffenen Dampfers erklärt, daß mindestens neun große Ozeanschiffe angesichts der chilenischen Küste in dem furchtbaren Orkan mit Mann und Maus untergegangen sind. Die zahlreichen Schiffstrümmer und Leichen, die von dem Meere ausgespült werden, lassen erkennen, daß der Kapitän nur zu recht hat.

— Aus London wird gemeldet: In der Nacht zum 30. Juni stahlen Einbrecher den goldenen Pokal im Werte von 1050 M., der als Siegestrophäe zu Brookland vergeben werden sollte, aus dem hiesigen Bureau der Rover-Fahrradfirma.

— In der Ortschaft Binnenwyzend in Nord-Holland sind 14 Wohngebäude und eine große Mühle durch Feuer zerstört worden. Zahlreiche Familien sind obdachlos.

# Wochenschau.

S. Paulo, Mittwoch, den 9. Aug.

— Der Generalkommissär des Staates S. Paulo in Brüssel schickte an den Präsidenten Dr. Albuquerque Lins ein Album mit Ansichten, die im Auftrag des Ackerbausekretariats für die Propaganda hergestellt worden sind.

— Dr. M. Alfieri, der angesehene Berliner Gesangsprofessor und verdienstvolle Direktor der „Berliner Volksoper“, wurde unter Verleihung der „Palmen“ zum „Officier d'Academie française“ ernannt.

S. Paulo, Donnerstag, den 10. Aug.

— Vor ungefähr einem Monat hatten der Ackerbausekretär Dr. Padua Salles und der Präfekt Baron Duprat mit dem Vertreter des Eigentümers des Theater Sant' Anna Verhandlungen über den Ankauf dieses Theaters angeknüpft, damit dasselbe niedergewissen werden und der Bau des Viadukts Boa Vista, der die Straße gleichen Namens mit dem Palast-Platze verbinden soll, in Angriff genommen werden könne. Diesen Verhandlungen gemäß sollte für den zum Bau des Viaduktes benötigten Teil des Theaters die Summe von 650 Contos gezahlt werden. Nun erhebt der Besitzer plötzlich Einspruch gegen diese Abmachungen und verlangt die horrende Summe von 1000 Contos Entschädigung. Es ist sehr zu bedauern, daß durch diese außerordentliche Preissteigerung ein anscheinend unüberwindliches Hindernis und eine Verzögerung in der Ausführung dieser vielleicht allerwichtigsten Verkehrsverbesserung geschaffen wird, denn die Entlastung der Rua 15 de Novembro ist ein dringendes Bedürfnis geworden. Es muß bemerkt werden, daß bisher bei allen von der Staatsregierung sowohl wie von der Kammer verlangten Terrain- und Häuser-Verkäufen die Besitzer stets das bereitwilligste Entgegenkommen gezeigt haben und ihrerseits alles taten, um die geplanten Verbesserungen und Verschönerungen möglichst bald zur Wirklichkeit werden zu lassen, infolgedessen wurden alle Uebertragungen auf freundschaftlichem Wege vorgenommen. Sollte es nun wirklich unmöglich sein, auf irgendeine Art über den Preis für das Theater Sant' Anna auf gütliche Weise eine Einigung zu erzielen, so wird es wohl nötig sein, das Theatergrundstück als für im öffentlichen Interesse notwendig zu erklären und auf Grund dieser Erklärung des Expropriationsverfahren einzuleiten, damit der Bau des Viaduktes nicht für unabsehbare Zeit verzögert werde.

— Ein schrecklicher Unglücksfall hat sich gestern in der Feuerwerkskörper-Fabrik von Antonio Mastrobisio in Villa Cerqueira Cezar zugezogen. Als die 45-jährige, verheiratete Arbeiterin Vittoria Dell'Angelo in Gesellschaft des 9-jährigen Knaben Antonincci de Salvi, Sohn von Carmo di Salvi, mit der Aufertigung von Feuerwerkskörpern beschäftigt war, lief in einem unbewachten Augenblick ein 2-jähriger kleiner Sohn von Vittoria herzu und warf ein brennendes Zündholz in ein mit Pulver gefülltes Gefäß. Es entstand darauf eine furchtbare Explosion, durch welche der kleine Antonincci schwere Brandwunden im Gesicht, an den Armen und Händen erlitt. Vittoria wurde ebenfalls an den Armen, den Händen und im Gesicht verbrannt, doch sind ihre Wunden leichter Art. Die Verletzten wurden im Polizeikrankenwagen nach der Zentrale gebracht, dort vom Dr. Areher de Castilho verbunden und darauf nach der Santa Casa de Misericordia überführt. Der Zustand Vittorias schließt keine Gefahr für sie in sich, derjenige des kleinen Antonincci ist indessen sehr besorgniserregend.

— Vor einiger Zeit wurde in Pernambuco auf

Requisition der Polizei von S. Paulo ein gewisser José Maria Nunes verhaftet. Es stellte sich heraus, daß eine Verwechslung vorlag, worauf die sofortige Freilassung erfolgte. José Maria Nunes hat nun gegen den Fiskus des Staates S. Paulo eine Klage eingereicht, in welcher er 100 Contos Schadenersatz fordert. Die Sachverständigen Dr. Augusto Fomm, Henrique de Andrade und Alberto Castro verlangten für die Erstattung ihres Gutachtens 8 Tage Frist. Der Kläger hat anscheinend bei dem Vorfall an seiner Gesundheit Schaden genommen.

— In kurzer Zeit wird man sich von S. Paulo und Santos aus mit dem ganzen Süden von Brasilien durch Telefunken-Telegramme verständigen können. In Lagoa im Staat Santa Catharina wird zurzeit eine neue Telefunkenstation nach deutschem System gebaut, welche sich mit der Station auf der Barre von Rio Grande verständigen kann.

— Die Zolleinnahmen in Brasilien betragen im Juli 8.701:281\$ Gold und 19.350:352\$ Papier, d. h. 3.059:258\$ Papier mehr als im Juli 1910.

— Der Polizeichef von Buenos Aires, General Dellepiane, wechselte mit der Polizei von Rio de Janeiro Telegramme wegen eines krassen Falles von Mädchenhandel. Ein Polizeikommissar traf eines Tages Anfangs dieses Monats in der Calle Corriente ein ca. 18-jähriges Mädchen, das in großer Erregung immer von einer Straßenseite auf die andere ging. Sie verstand ihn nicht, weil sie nicht Spanisch konnte. Auf der Polizeiwache wurden ihre Personalien festgestellt. Sie heißt Dora Lewewich, ist ledig und erst vor einigen Tagen aus Brasilien angekommen. In Brasilien lebte sie bei ihren Angehörigen. Sie sollte in Buenos Aires einen Posten als Näherin bekommen. Statt dessen wurde sie in ein Freudenhaus verschleppt. Es gelang ihr jedoch, zu entfliehen und sie war gerade auf der Suche nach einem Polizisten, als der Kommissar des Weges kam. Buenos Aires

— Die Munizipalkammer von S. João do Dourado legte bei der Staatsregierung Protest ein gegen die hohen Frachten, welche die Gesellschaft Estrada de Ferro do Dourado für Baumaterialien und andere Waaren erhebt und welche die Zone, welche diese Bahn bedient, ungeheuer schädigt.

— Nach einer heute von Europa eingetroffenen Nachricht wird der Finanzsekretär Dr. Olavo Egydio am 5. September an Bord des deutschen Dampfers „Cap Vilano“ in Hamburg die Rückreise nach Brasilien antreten.

— Der schweizerische Generalkonsul in Rio de Janeiro, der zugleich die Geschäfte eines Gesandten führt, kam gestern von seiner Reise in den Staat Parana hier an. In seiner Begleitung befand sich Herr Ernst Wathrich, der Vertreter der Nestlé-Kompagnie. Der hiesige schweizerische Konsul Herr Achilles Isella und zahlreiche hervorragende Mitglieder der schweizerischen Kolonie begrüßten den Gast am Bahnhof. Der schweizerische Generalkonsul stattete dem Staatspräsidenten im Regierungspalaste einen Besuch ab.

— Die Companhia Industria e Commercio Casa Tolle, Konzessionärin der französischen Aktien-Gesellschaft Grandes Distilleries S. Cusinia, Fils Ainé & Co., für die Fabrikation der alkoholischen Produkte genannter Gesellschaft, beantragte beim Bundesrichter die Erlassung eines Verbotes gegen die Finanzverwaltung, weil sie sich durch Verhängung schwerer Strafen vonseiten derselben bedroht sieht. Sie beantragte, den Fiskus mit 50 Contos zum Besten der Santa Casa verklagen, falls sie in ihrem Rechte zur Fabrizierung obengenannter Produkte beeinträchtigt werden sollte.

— Die Regierung von Matto Grosso erbat sich von der Regierung des Staates S. Paulo Instruktionsoffiziere für die Staatspolizei in Matto Grosso.

— Ein Polizeikapitão bereist zurzeit das Innere,

um neue Mannschaften für die Polizei anzuwerben.

— Die Telefonleitungen der Companhia Telefonica Paulista zwischen Campinas und S. Paulo haben bereits Jundiaby erreicht. Jundiaby wird an das Netz angeschlossen.

S. Paulo, Freitag, den 11. Aug.

— Eine der größten Viehtransportstraßen geht von Minas über die S. Paulo—Minasgrenze an den Rio Parahyba. Von hier aus wird das Vieh auf die Märkte von Rio und S. Paulo verteilt. Der Landwirtschaftsminister in Rio und die Regierung in Bello Horizonte unterhandeln bereits über die Schaffung einer tierärztlichen Station am Rio Parahyba, auf welcher die Tiere untersucht und nötigenfalls desinliziert werden. Es ist zu hoffen, daß auch unsere Staatsregierung das verdienstvolle Unternehmen unterstützt.

— Die Mogyanalinie baut seit einigen Jahren ihr rollendes Material zum Teil selbst, namentlich laufen schon eine Reihe von Lokomotiven. Das Rohmaterial und die Halbfabrikate muß sie natürlich einführen.

— Der Spitzbube, der sich als Fiskal ausgab, die Vorlage von Quittungen über die Zahlung einer neu eingeführten, tatsächlich gar nicht bestehenden Steuer von den Geschäftsleuten beehrte und dann statt die ganze Strafe einzukassieren mit den „Säunigen“ halbpakt machte, dieser Industriemittler ist nun endlich erwischt worden. Am Mittwoch nachmittag wurde er in einem Geschäfte in der Braz abgefaßt. Er nennt sich João Francisco Duarte. Er trug bei der Verhaftung einen „Strafbefehl“ bei sich.

— Behufs Studiums einer neuen Fahrstraße zwischen Itaporanga und Itararé werden sich binnen kurzem der Ingenieur Raul Busch Varella, der Wegebauer Eugenio Motta und der Adjutant Olindo Santos nach dem Süden unseres Staates begeben.

— Ein schwerer Unglücksfall hat sich gestern morgen um halb 9 Uhr in Campinas in der Rua Campos Salles zugetragen. Dort übte der Angestellte der Mogyana-Bahn, José Pereira, sich im Scheibenschießen. Plötzlich durchschlug eine Kugel die Scheibe und verwundete die sich dahinter befindliche Isandina Marcondes so schwer, daß sie, trotz sofort geholter ärztlicher Hilfe, nach einer halben Stunde starb. Der Polizei wurde der Vorfall gemeldet.

— Herr Augusto Barjona, Redakteur des „Correio Paulistano“, welcher bei dem vor einiger Zeit erfolgten Eisenbahnunglück auf der Zentralbahn eine Verwundung am Daumen der rechten Hand davontrug, strengte beim Bundesgericht einen Prozeß gegen den Fiskus an, von welchem er 100 Contos Schadenersatz fordert. Der Bundesanwalt, der zur Erfüllung der gesetzlichen Bestimmungen die Akten einforderte, wird wahrscheinlich zunächst die Unzuständigkeit des Bundesgerichtes beantragen.

— Die Viehhändler sind mit der Schlachthofverwaltung in Konflikt geraten, weil die Schlachteinrichtungen schadhafte sind und weil sie mit dem Personal beständige Differenzen auszustehen haben. Der Direktor sagte die schleunige Reparatur der Anlagen, welche durch das Regenwetter stark gelitten haben, zu.

— Nach Informationen, welche die Polizei empfangen, neigt der Streik der Maurer und der ihnen verwandten Klassen sich bereits seinem Ende zu. Viele Arbeiter, welche die Arbeit am 1. d. M. verließen, haben dieselbe wieder aufgenommen. Es ist

wahrscheinlich, daß ihnen noch weitere folgen werden und wenn nicht alle die Arbeit wieder aufnehmen werden, so dürfte es doch die große Mehrheit tun und von ihren Forderungen zurücktreten. Der Streik kann, seinem Wesen nach, bereits als beigelegt betrachtet werden.

— Herr Samuel Politzer erhielt ein Patent auf ein neues Verfahren, Hüte zu reinigen und dadurch wieder vollständig wie neu zu machen. Er verwendet u. a. Sauerkleesalz.

— Ein junges Mädchen, Tochter eines braven Arbeiters, ließ sich von einem Syrier verführen, der ihr die Ehe versprochen hatte. Die Polizei bekam Wind von der Angelegenheit und infolgedessen sollte eine Untersuchung des Mädchens durch den Polizeiarzt Dr. Xavier de Barros stattfinden. Aber die Untersuchung stellte sich als unnötig heraus, da das Mädchen erklärte, auf die Heirat mit ihrem Verführer verzichten zu wollen, da derselbe ein arbeitsscheues Individuum wäre. Mit diesen Erklärungen des Mädchens erklärten sich ihre Eltern vollständig einverstanden und als der Polizeiarzt in fast väterlicher Weise zu verstehen gab, daß eine anderweitige Heirat unter den obwaltenden Umständen wohl schwierig sein dürfte, erklärte das Mädchen philosophisch: „Das tut nichts, dann bleibe ich eben ledig, wenn ich für meinen Mann arbeiten soll, der jung und kräftig ist, dann arbeite ich lieber für meine Eltern, die sind alt und haben es nötig.“ Das gelungenste bei der Sache ist, daß der Syrier seine Heiratsprojekte mit dem Mädchen nicht aufgeben will.

— Den Lesern wird der Zwischenfall im großen und ganzen bekannt sein, welcher zwischen dem Major Assis Brasil und dem Chef der bei unserer Polizeibrigade wirkenden französischen Instruktions-Kommission, Oberst Balagny, vorgekommen ist. Major Assis Brasil hatte eine Reihe von Artikeln, welche er gegen die ausländischen Instrukteure geschrieben, in Buchform unter dem Titel „Patriotische Empfindungen“ veröffentlicht und ein Exemplar dem Oberst Balagny zugesandt. Dieser hatte das Buch, wie Major Assis Brasil selbst in einer Erklärung in der „Secção livre“ des „Estado de S. Paulo“ veröffentlichte, zurückgeschickt. Der Major fühlte sich durch dieses Vorgehen verletzt und forderte den Obersten Balagny auf, sich mit ihm an einem bestimmten Platze im Stadtviertel Perdizes zu treffen, woselbst er ihn zur Annahme des Buches zwingen wolle. Wie man sich wohl denken kann, leistete der Chef der französischen Instruktionskommission dieser Aufforderung keine Folge. Damit war der Zwischenfall aber durchaus noch nicht erledigt. Major Assis Brasil schrieb dem Obersten Balagny einen Brief und schickte einen Unteroffizier damit in die Luz-Kaserne. Aber auch diesmal argwöhnte der Oberst, daß der Brief des Majors Assis Brasil irgend etwas enthalten könne, was ihn beleidigen oder gegen seine militärische Ehre verstoßen möchte, und er nahm den Brief daher nicht an. Gleich darauf verließ er die Kaserne und ging zum Distriktskommandanten General Ferreira de Abreu, dem er das Vorgefallene haarklein erzählte und um Maßregeln bat, die weitere bedauerliche Folgen verhindern könnten. Oberst Balagny teilte dem General die ganze Vorgeschichte, die den Vorfall gezeitigt hatte, mit, und ließ durchblicken, daß der Major Assis Brasil eine niedrigere militärische Charge bekleide als er selbst und daher sein Vorgehen gegen die Disziplin verstoße. Der General Abreu nahm den Schritt des Obersten mit Wohlwollen auf und lobte ihn für die Art und Weise seines Vorgehens. Es scheint, daß der Distriktskommandant sofort die nötigen Schritte tat, um den Major Assis Brasil nach Rio abberufen zu lassen. Gleich nach der Abberufung des brasilianischen Offiziers kursierte dann das vielleicht un-

begründete Gerücht, daß der französische Gesandte interveniert hätte. General Ferreira de Abreu ist für die von ihm getroffenen prompten Maßregeln, die eine weitere Verwicklung des unliebsamen Zwischenfalles vermieden haben, belobt worden.

S. Paulo, Sonnabend, den 12. Aug.

— Vorgestern sind die neuen Meldeapparate, die für die polizeiliche erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen in unserer Hauptstadt aufgestellt wurden, in Dienst genommen worden. Die Schutzmannschaft ist zur Bedienung dieser Apparate gehörig instruiert worden und funktionierte alles tadellos. S. Paulo ist nun mit einer Einrichtung versehen, die sich mit derjenigen von Rio de Janeiro und den grossen Städten des europäischen Kontinents und der Vereinigten Staaten durchaus messen kann. Alles ist nach den neuesten Erfahrungen eingerichtet, die Autos für die Verunglückten bequem und praktisch und ihr äußerer Anblick nicht unelegant. Dieselben dienen für den Transport von durch Unglücksfälle Verwundeter, Kranker und weiterhin auch von Ruhestörern und Betrunknen. Wie notwendig die Einrichtung dieses Dienstes war, zeigte sich sofort bei der Betriebseröffnung am Nachmittag. Die Autos verließen 20 mal die Garage, um den verschiedenen notwendigen Hilfeleistungen nachzukommen, welche einige Male sehr dringend erforderlich waren. Die Inanspruchnahme war so groß, daß der diensthabende Delegado Dr. Rudge Ramos die ganze Nacht nicht zur Ruhe kam. Zur vollständigen Regelung des Ambulanzdienstes fehlt noch die Ernennung der notwendigen Aerzte und Krankenpfleger und die Vollendung einiger Einrichtungen, was alles bis Ende dieses Monats gemacht werden wird, so daß der Staatssekretär des Sicherheitsdienstes Dr. Washington Luiz bis zu diesem Zeitpunkt den auf seine Anregung eingerichteten Dienst als in allen seinen Teilen vollkommen betrachten kann. Gestern morgen um 10 Uhr fuhren alle Automobile des Ambulanzdienstes vor dem Zentralpolizeigebäude vor und wurden auf Ordre des dritten Hilfsdelegados Dr. Rudge Ramos photographiert.

— Im botanischen Garten in der Cantareira wird die meteorologische Station völlig umgestaltet und zeitgemäß eingerichtet.

— Herr Jorge Street, Direktor der Jute-Spinnerei und -Weberei in der Braz vormals Alvares Pentead, begleitet von Dr. Mario Tavares und Paul Pedarrie, Advokaten und Architekten der Gesellschaft, legte dem Staatspräsidenten und dem Staatssekretär des Innern die Pläne für Arbeiterhäuser vor, welche für die Angestellten der Fabrik gebaut werden sollen. Der Staatspräsident sowohl wie der Staatssekretär des Innern gaben ihrer vollsten Zufriedenheit mit den Absichten der Gesellschaft Ausdruck.

— Auf Wunsch des Herrn João Honorato da Silva hat das Ackerbausekretariat den Landwirtschaftsinspektor Herrn Dr. Renato Zamith beauftragt, am 16. August in Atibaia den Interessenten landwirtschaftliche Maschinen vorzuführen und den Schülern jener Stadt in der Landwirtschaft Unterricht zu erteilen.

— Der Bundesfiskal brachte dem Finanzminister verschiedene Maßregeln in Vorschlag, um das Abhandenkommen der Postsachen zwischen Santos und S. Paulo und umgekehrt zu vermeiden.

— Nach einem gestern in der Deputiertenkammer kursierenden Gerücht soll in der nächsten Woche ein Projekt eingebracht werden, welches den Dienst der Hafenz Polizei von Santos verändert. Es soll zur Verbesserung des Dienstes die Zahl der Beamten ebenfalls erhöht werden.

# Dünger

**Kalisalze, Chilisalpeter und Phosphatdünger**  
mit garantiertem Gehalt, sicherer Wirkung.

**FERNANDO HACKRAT**

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT, Allemanha.

**N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99**

**Rio de Janeiro.**

Telegramm-Adresse: H A C K R A T O S

Caixa do Correio 566.

S. Paulo, Montag, den 14. Aug.

— Des morgigen Feiertags halber erscheint die nächste Nummer am Mittwoch.

— Unser Ackerbausekretariat hat eine ausgezeichnete Statistik herstellen lassen, um die Anzahl und den Wert städtischen Besitztums der Ausländer in den verschiedenen Munizipien des Staates festzustellen. Diese Daten in ihrer Einfachheit sind die beste Antwort auf die tendenziösen Berichte böswilliger Reisender und Abgesandter, die Land und Leute studieren wollen. Die Zeitschrift „Italia e Brasile“, welche in São Paulo unter der Direktion von Herrn Domenico Ranconi herausgegeben wird, hat die Statistik in geschickter Weise benutzt um mit ihrer Hilfe den Beweis zu führen, wie aussichtsvoll die Zukunft des italienischen Einwanderers im Staate São Paulo ist. „Italia e Brasile“ organisiert zu diesem Zwecke eine General-Aufstellung der in Händen von Fremden sich befindenden Besitztümer, welche wir in Nachfolgendem wiedergeben:

Nationalitäten	Anzahl	Wert in Milreis	Wert i. ital. Lire
Portugiesisch	12.834	118.005:090\$	496.675.015
Italienisch	23.520	413.233:820\$	1.688.723.033
Spanisch	1.488	8.627:747\$	14.379.579
Französisch	464	7.246:440\$	12.077.400
Deutsch	3.498	41.925:863\$	69.876.440
Oesterr.-Ungarisch	139	767:580\$	1.279.300
Englisch	80	4.723:240\$	7.872.067
Schweizerisch	71	273:000\$	455.167
Syrisch	619	3.278:139\$	5.463.565
Nordamerikanisch	43	191:960\$	319.933
Belgisch	18	35:780\$	59.634
andere Nationen	1.156	12.890:596\$	21.484.326
<b>Total:</b>	<b>43.930</b>	<b>311.199:255\$</b>	<b>518.665.375</b>

Diese obengenannte Zeitschrift betont darauf, daß es unbestreitbar ist, daß die Italiener es in 25 Jahren (die italienische Einwanderung nach S. Paulo fing erst im Jahre 1885 an) durch ihre Arbeit und ihren Unternehmungsgeist verstanden haben, ein Vermögen anzuhäufen, welches nur in städtischen Besitztümern allein die ungeheure Summe von 113.233 Contos oder 118.723.033 italienische Lire beträgt und mehr als den dritten Teil aller übrigen in den Händen von Fremden befindlicher Besitztümer ausmacht. Die Summe wird nur von den Be-

sitzkäuern der Einheimischen und der Portugiesen übertroffen, was natürlich ist. Hier sind ausschließlich städtische Besitztümer aufgeführt. Die Kapitalien, die in den verschiedenen Zweigen des Handels und im landwirtschaftlichen Kleinbetrieb angelegt sind, sind in der Aufstellung nicht einbezogen. Es ist wohl verständlich, daß mehr als eine Million Einwohner, welche arbeiten und produzieren nicht nur leben sondern auch Kapitalien ansammeln mußten. Aus diesem Grunde soll man, wenn sich auf alle Weise Stimmen gegen das Land erheben und wenn selbst beachtenswerte Leute raten „non andare ale Brasile (nicht nach Brasilien zu gehen), diesen scharfen Beurteilern die Vorteile der Arbeit, entgegen halten, welche diejenigen erreichten, die in Brasilien Bequemlichkeiten und Vermögen erworben, Sachen, zu denen sie — man kann es mit voller Ueberzeugung aussprechen — niemals gekommen wären, wenn sie zu Hause geblieben oder wenn sie sich nach anderen Ländern gewandt hätten. Die Kritiker werden vielleicht fragen, ob die oben angeführten Daten, diese Sonnenseiten der Existenz keine Rückseite haben, sie werden sagen, man zeigt die Erfolge und verschweigt die Mißerfolge! Aber diese Mißerfolge, diese Schiffbrüche der resultatlos Arbeitenden, hat man sie nicht überall in der ganzen Welt, oder können sie nur als ein speziell brasilianisches Uebel betrachtet werden? Hierüber verspricht die Zeitschrift des Hrn. Domenico Rangoni demnächst eine besondere Aufklärung zu geben.

— Die Reinigung der Straßen vom Kehricht ist ein wunder Punkt in unserer Stadtverwaltung. Wie sinnlos hierbei vorgegangen wird, kann der Leser um Mitternacht in der Avenida Tiradentes beobachten, wenn die Reinigungsmaschinen der Straßenreinigungsanstalt von der Ponte Grande aus ihren Einzug halten. In allen europäischen Städten, wo die Sache richtig angepackt wird, werden zunächst die Straßen mit Wasser besprengt, sei es aus Wasserleitungen oder aus großen Wasserfässern. Sodann treten die großen, fahrbaren, sehräg gestellten runden Metallbürsten in Tätigkeit und fegen den Schmutz auf die Seite, worauf er dann weggefahren wird. All das geht sehr schnell und ohne Lärm vor sich. Von Staub keine Spur. Aber hier. Eine riesige Staubwolke verkündet das Nahen der Reinigungskolonnen. Sie besorgt nicht die Reinigung der Straßen, sondern verteilt hübsch den Staub auf die ganze Umgebung, auf Häuser, Gärten, Schlafzimmer, Höfe und zieht dann mit einigen Kübeln voll Schmutz befriedigt von dannen. Das ist ein Hohn auf jede Hygiene, auf wirkliche Schmutzbeseitigung. Auch die Ablagerung des Kehrichts draußen, soweit man sich die Mühe gibt, ihn hinauszufahren, ist recht fragwürdig. Die Aasgeier sorgen dafür, daß der Boden immer recht locker bleibt und vom Wind wieder fortgeführt wird. Die Stadtgemeinde hat nun am Freitag die Anschaffung eines Müllverbrennungsofens vereinbart. Lieferant ist die Firma H. Konnard & Co. in Rio, welche das System Hecnan-Fronde vertritt. Ein solcher Ofen kann natürlich nur funktionieren, wenn der Müll in der Stadt auch ordentlich gesammelt wird. Auch darf der Kehricht aus den Häusern nicht in offenen Gefäßen auf die Straßen gestellt werden, damit die Hunde und die Katzen die Gefäße unwerfen und all den Unrat hübsch auf der Straße herumzerren. An Organisation fehlt es noch ganz gewaltig in diesem Punkte. Der neue Müllverbrennungsofen soll schon in wenigen Tagen in Angriff genommen werden. Das angewandte System ist in Havre, Newyork und anderen Städten praktisch erprobt worden. Ob es das beste ist, wie die betreffende Firma behauptet, muß dahingestellt bleiben. Wir in S. Paulo freuen uns jedenfalls über jeden Fortschritt, der in der wichtigen städtischen Hygiene durchgeführt wird.

— Die Präfektur schreibt einen öffentlichen Wettbewerb für den Betrieb des Restaurants und des Buffets im neuen Munizipaltheater aus.

— Der Streik der Maurer ist, wie wir bereits berichteten, fast erloschen. Derjenige Teil, der die Arbeit noch nicht aufgenommen hatte, verharrt noch nach wie vor im Ausstand. Das Agitationskomitee wollte am Freitag in einem Hause der Rua 15 de Novembro eine Versammlung abhalten, im letzten Augenblicke wurde dieselbe indessen auf Sonnabend verschoben, der Ort aber, wie es scheint, geheim gehalten. — Im Innern ist die Streikbewegung fast erloschen. In Campinas, wo eine große Anzahl Maurer und Hilfsarbeiter auf den Neubauten in der inneren Stadt die Arbeit eingestellt hatten, wurde dieselbe zu den alten Bedingungen wieder aufgenommen. Auch in Sorocaba und anderen Orten kehren die ausständigen Maurer und Hilfsarbeiter wieder zur Arbeit zurück.

— Am 18. August begeht der greise Kaiser Franz Josef I. von Oesterreich sein Geburtsfest. Zur Feier des Tages wird in der Klosterkirche S. Bento um 10 Uhr eine Messe gelesen, zu welcher sich die Spitzen der Behörden, das Konsularkorps und die österreichisch-ungarische Kolonie einfinden werden. Ferner wird der neue österreichisch-ungarische Konsul in den Räumen des Konsulats in der Avenida Brigadeiro Luiz Antonio Nr. 75 einen Empfang veranstalten.

Großes Schul- und Volksfest der deutschen Kolonie in S. Paulo. Gestern fand unter sehr starker Beteiligung das Fest statt, welches wegen ungünstiger Witterung auf den 13. d. M. verlegt werden mußte. Am Morgen blickte man mißtrauisch zum Himmel empor, denn schwere Wolken ließen auf Regen schließen und eine empfindliche Kälte hatte eingesetzt. Nachmittags aber zerteilten sich wie durch ein Wunder die Nebelmassen und während glänzte die Sonne vom Himmel herab. Schon lange vor 2 Uhr, dem offiziellen Zeitpunkt für den Anfang der Belustigungen, strömten die Besucher zum Park Floresta. Dieser war von dem Club Regattas in liebenswürdiger Weise für den Zweck der Festleitung gratis zur Verfügung gestellt. Der Park, in wundervoller Lage an Tieté, eignet sich vorzüglich zu größeren festlichen Veranstaltungen und hatte unter der kundigen Leitung von Herrn H. Bamberg nicht nur ein schmuckes Festkleid angelegt, sondern die getroffenen Anordnungen zeigten sich so praktisch, daß man in Herrn Bamberg ein Genie im Organisieren solcher Unternehmungen nur bewundern kann.

Die Damen und Herren des Kirchenchores hatten sich in hochherziger Weise in den Dienst der guten Sache gestellt. In Bretterbuden, geschmackvoll dekoriert, wurden die Besucher von schöner Hand mit Kaffee, Kuchen, Butterbröten bedient. Drei Glücksräder hatten anderweitig ihre Stände und, so schüchtern sonst die jungen Damen sind, so mußte man jetzt doch über ihren Mut staunen, mit welchem sie den Promenierenden die Billets für die Verlosung der zahllos eingegangenen Geschenke anboten. Natürlich kaufte da mancher ganz bedeutend mehr, als er seiner Börse vorher zugemutet hatte. In einer anderen Bude gab es warme „echte“ Wiener Würste, die bedeutend besser waren als die von der „Konkurrenz“, was den Vorübergehenden vom „Wirt“ recht deutlich nahegelegt wurde. Am Schießstand wurde um die Tellswürde heiß gerungen und in der Kegelbahn suchte ebenfalls jeder das Beste zu leisten. Für die Kinder wurden Spiele veranstaltet, Sacklaufen, Klettern, Topfschlagen, Springen usw., und die Siegerinnen oder Sieger erhielten schöne Preise. Da gerade tolle Ausgelassenheit die Jugend, besonders die Knaben, erfreut, so wurde von einem Herrn des Komitees ein Schwein, das als Preis gestiftet war, auf dem Fußballplatz los-

gelassen und dem Knaben als Preis zugesagt, der es fängt. Die ideale Idee hatte einen Erfolg, wie man ihn sich kaum denken kann. Das geängstigte Borstenvieh wurde trotz seiner Anstrengungen bald eingeholt und vom glücklichen Greifer in Besitz genommen.

Von den Firmen, von Angehörigen der deutschen Kolonie, ob Reich oder Arm, hatte beinahe jeder nach Maßgabe seiner Verhältnisse durch ein Geschenk dazu beigetragen, das Fest schön zu gestalten. Nicht oft findet man solche Opferfreudigkeit, und es verdient diese gleichmäßige Betätigung aller am Allgemeinwohl eine öffentliche Würdigung.

Als der Abend hereinbrach, erstrahlte der ganze Park in wunderbarer Beleuchtung. Elektrische Lampen in verschiedensten Farben zogen sich gürlandförmig angeordnet an den Buden und den Bäumen entlang, es war wirklich eine feenhafte Beleuchtung. Auf dem Rollschuhplatz drehten sich bald die Paare im Tanz nach den Klängen der vorzüglichen Kapelle. Die Uhr zeigte schon stark auf Mitternacht hin, als sich die Letzten von dem gemütlichen Platze trennten. Jeder Teilnehmer ging entschieden mit dem Gefühl nach Hause, einen äußerst frohen Tag verlebt zu haben.

Die Pläne für das neue Schulhaus, von dem Architekten Herrn Fried ausgearbeitet, waren ausgestellt, damit sie den weitesten Kreisen der Kolonie bekannt wurden. Das Gebäude würde nach seiner Vollendung einen imposanten Eindruck machen. Ueber die Einrichtung desselben haben wir seinerzeit schon im allgemeinen berichtet und kommen später noch genauer darauf zurück.

Zum Schlusse sprechen wir den Veranstaltern hiermit den Dank der Kolonie aus und gratulieren zu dem Erfolg, der nicht nur ein moralischer, sondern auch ein bedeutender pekuniärer war. Der genaue Reinertrag konnte bis jetzt noch nicht festgestellt werden, nach oberflächlicher Schätzung dürfte er sich über 3:500\$000 belaufen. Die Worte, welche Herr Konsul, Legationsrat Flügel, bei seinem Abschiede der hiesigen Kolonie zurief, scheinen Wurzeln geschlagen zu haben: „Die deutsche Kolonie S. Paulos in Brasilien voran!“

— Seit Freitag ist die kleine 8jährige Tochter Emilia des Herrn Leopold Dietrich in der Rua Domingos de Moraes Nr. 73 abgängig. Sie trug ein Täschchen und eine kleine Geldsumme bei sich.

— Nach der hiesigen Bauordnung können Neubauten nur an anerkannten Straßen errichtet werden. Zur Oeffnung einer Straße für den allgemeinen Verkehr ist notwendig, daß ihr Nivellement nach dem Stadterweiterungsplan festgelegt und durchgeführt ist. Ferner müssen die Besitzer der angrenzenden Ländereien die Hälfte der Pflasterungskosten in die Stadtkasse abgeführt haben. Wenn größere Bauviertel durch Innenstraßen, sogenannte Privatstraßen durchschnitten werden, dann müssen die gesamten Pflasterungskosten sowie die Kosten für eiserne Tore an den beiden Straßenenden vorher sichergestellt sein. Diese Vorschriften sind nun in der letzten Zeit nicht überall beachtet worden. Der Vereador Dr. Alcantara Machado hat sich daher ein Verdienst um die Allgemeinheit erworben, wenn er die Präfektur in der Freitag-Sitzung der Munizipalkammer aufforderte, diese Vorschriften neuerdings öffentlich bekannt zu machen, um unerfahrene Käufer von Bauplätzen vor Uebervorteilungen zu schützen. Wiederholt müssen solche Personen die Erfahrung machen, daß der neu erworbene „Bauplatz“ noch gar nicht bebauungsreif war. Sie mußten erst noch ziemlich hohe Beträge für die Straßenherstellung oder die Pflasterung aufwenden. Auch konnten manche überhaupt nicht an eine Verwertung ihres Platzes denken. Herr Alcantara Machado stellte weiter die begrüßungswerte Anregung, die Direktion



schaffen Ordnung und Uebersicht in jeder  
 :: Geschäfts- und Privat-Registatur ::  
 Alleinverkauf für einige Länder Uebersee  
 an kapitalkräftige Firmen noch abzugeben  
 Verlangen Sie Offerte und Muster von

**Fabrik Stolzenberg & Co. m. b. H.**  
 Oos Baden.

des städtischen Bauamtes aufzufordern, nur solche Straßen neu eröffnen zu lassen, welche Anschluß an andere Straßen oder an Plätze haben. Sackgassen sind zu vermeiden. Ferner sollen die neuen Straßen nicht willkürlich gelegt sein, sondern sich zweckmäßig an das bestehende Straßennetz anpassen.

— Auf dem Postamt wurde vorgestern lebhaft das Fehlen eines Beamten besprochen, der in seinen Mußstunden sich mit kaufmännischen Vermittlungsgeschäften abgibt. Man sprach sogar davon, daß er in seiner Eigenschaft als Agent dem hiesigen Platze einen Schaden von 50 Contos de Reis verursacht habe.

— Die Staatsregierung trägt sich mit der Absicht, die Staatsgymnasien in Normal-Schulen umzuwandeln und dieselben nach solchen Orten zu verlegen, die für die Verbreitung des Unterrichts in weitere Kreise größere Vorteile bieten.

— Auf der Araraquara-Bahn wurde am Sonnabend die Station Cambuhy, welche an der Zweigbahn von Santa Josepha nach Ibitinga liegt, dem allgemeinen Verkehr übergeben.

— Wie eine Zeitung von S. Carlos berichtet, habe der dortige Geschäftsmann Antonio de Almeida Souza von der „Schwarzen Hand“ die Aufforderung bekommen, an einem bestimmten Ort 10 Contos de Reis niederzulegen, widrigenfalls sein Haus mit Dynamit in die Luft gesprengt werden würde.

— Circa 400 Arbeiter der Weberei von Jaffet & Irmão in Ypiranga, größtenteils syrischer Nationalität, trat Freitag voriger Woche in den Ausstand. Es handelt sich nur um die Arbeiter der Weberei, diejenigen der übrigen Abteilungen der Fabrik arbeiten ohne Unterbrechung weiter. Grund zu dem Ausstand gab eine Lohnreduktion, die die Eigentümer auf eine gewisse Qualität Ware, die schmaler ist, als die gewöhnliche, vornahmen. In Folge dieser Arbeitsniederlegung hörten die Besitzer mit der Weiteranfertigung dieser Qualität auf, es scheint aber, daß die Arbeiter trotzdem noch nicht zufrieden sind, denn sie haben die Arbeit noch nicht wieder aufgenommen. Die Bewegung verläuft friedlich, trotzdem schickte die Polizei eine Abteilung Soldaten unter dem Befehl des Hauptmanns José Maria do Valle ab, die die Ordnung innerhalb und außerhalb der Fabrik, aufrecht erhält. Ein großer Teil der ausständigen Arbeiter erhielt ihren Lohn schon Freitag, der Rest hat ihn am Sonnabend bekommen.

Club Athletico Victoria. Am Sonnabend hielt dieser Sportklub in den Räumen des Deutschen Männergesangsvereins Lyra sein 7jähriges Stiftungsfest ab, bestehend aus turnerischen Vorführungen und Ball. Die Pyramiden klappten unter der

Leitung des Traineurs Herrn Paul Asam tadellos und wurden dementsprechend gebührend anerkannt. Anschließend an die Ansprache des 1. Vorsitzenden wurden Preise an Herren verteilt, die sie sich während des letzten stattgefundenen Ringkampftourneurs errungen hatten. Der Besuch war außerordentlich, auch seitens der deutschen Kolonie, bei der sich der Club Victoria viele Sympathien erworben hat. Der Ball verlief sehr animiert und hielt alle Teilnehmer bis zum hellen Morgen zusammen.

— Der Tanzkursus 1911 des Deutschen Männergesangsvereins „Lyra“ beschließt die Saison am 19. August in seinem Vereinslokal am Largo do Paysandu mit einem Ball, zu dem auch die Presse eingeladen ist. Wir danken für die Einladung.

S. Paulo, Mittwoch, den 16. Aug.

— Unter den Klagen, die über die Art und Weise, wie das Abonnement für das Municipal-Theater gemacht wurde, eingelaufen sind, befindet sich auch diejenige, daß man versteckten Billethändlern eine Reihe von Plätzen im Abonnement überlassen habe. Gegen diesen Vorwurf verwehrt sich nun der Colonel Francisco da Cunha Bueno, Präsident der neu gegründeten Brasilian Excursion Company. Die Gesellschaft hat 40 Plätze abonniert. 20 davon wurden nach Rio und 5 nach Campinas abgegeben und die übrigen 15 sind für die Aktionäre der Gesellschaft bestimmt. Die nach Rio geschickten werden dort mit 150 Milreis das Stück verkauft; der Käufer hat aber außer des Rechtes des Besuches der Vorstellung freie Hin- und Rückfahrt im Nachtzug in der ersten Klasse, freie Unterkunft und Verpflegung in einem unserer besten Hotels und eine freie Spazierfahrt im Automobil durch die Stadt. Die Brasilian Excursion Company hat ganz Recht, wenn sie ihrem Geschäftsbetrieb diese hübsche Einrichtung einverleiht, ihr Verdienst ist ja auch nicht übermäßig groß bei der Sache; ob aber diejenigen, die die Abonnements vergeben haben, Recht daran haben, einer Geschäftsfirma, die mit den Theaterkarten Handel treiben will, den Vorzug vor Privatpersonen zu geben, die die Billets zum eigenen Gebrauch und nicht, um daran zu verdienen, bestellen, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Wir meinen, daß die Brasilian Excursion Compnay als solche erst dann hätte berücksichtigt werden dürfen, wenn alle Privatpersonen befriedigt und Karten übrig geblieben wären, selbstverständlich auch nur in dem Falle, daß die von der Stadtverwaltung ernannte Kommission die Verteilung vorgenommen hätte. Einen Impresario oder einer Privatperson kann man nach dieser Richtung hin keine Vorschriften machen.

— Wenn es sich um Verbesserungen unserer Hauptstadt handelt, so wird immer gesagt, daß die Verwaltung der Stadt die überlasteten engen Straßen verbreitern und schöne weite Plätze schaffen müsse, die als wirkliche Lungen der Bevölkerung betrachtet werden, weil sie die gesundheitlichen Bedingungen ungeheuer erhöhen. Nun hat die Präfektur mit einem Aufwand von ungefähr 100 Contos die Rua do Commercio, heute Alvaes Penteado, an der Stelle, wo sie mit der Rua S. Bento zusammenstößt, verbreitert und dadurch einen kleinen Platz statt der alten engen Straße geschaffen. Was wurde nun damit erreicht. Der Platz ist zum Standort der Automobile geworden, die in so großer Anzahl dort stationieren, daß der Durchgang durch dieselben oft viel enger ist als er bei der alten Straße war, ganz abgesehen von der Lebensgefahr, die für die Vorübergehenden durch das Ab- und Anfahren und das Manövrieren der Kraftfahrzeuge erwächst. Aber damit noch nicht genug. Die Chauffeure vertreiben sich die Zeit, indem sie ihre Signalkörner ertönen lassen und die so hervorgebrachte Katzenmusik ist im höchsten Grade störend für die

anwohnenden Geschäftsleute. Auf dem Largo da Misericordia sind die Verhältnisse ähnlich. Abhilfe tut dringend not. Man könnte ja 2 bis 3 Automobile dort halten lassen, aber 8 bis 10 ist entschieden zu viel für den kleinen Platz. Die Präfektur könnte die Sache sehr leicht in der gleichen Weise regeln, wie man es in Berlin macht, indem man einfach an den Haltestellen an das betreffende Haus ein Schild anheftet mit der Aufschrift z. B. Haltestelle für 3 Automobile und diejenigen Chauffeure, die in Uebersahl dort stehen, einfach bestrafft.

— Wir wiesen jüngst auf den Mißbrauch bei der Fiskalisierung des neuen Margarinegesetzes vom 22. Januar 1911 hin. Die Fiskale verboten auf bloßen Verdacht hin den Verkauf von Butter und Schmalz, obwohl im Gesetz ausdrücklich steht, daß erst nach der Vornahme von Analysen das Verbot erlassen werden darf. Die Fiskale nahmen Mengen von Butter mit, die erst in Rio untersucht werden mußten. Nach einigen Monaten erst kam regelmäßig das Resultat zurück. Dieser Gesetzesmißbrauch hat immer noch nicht aufgehört. Dadurch entsteht dem regulären Handel ein gewaltiger Schaden. Die Kaufmannschaft hat sich jetzt endlich zusammengeschlossen und geht vereint gegen die Willkür der Fiskale vor.

— In Itapeceira starb im Alter von 70 Jahren der frühere Landwirt José Weishaupt Moor. Derselbe war daselbst geboren und hat während seines ganzen Lebens auch dort gewohnt. Seine Familie war vor über 80 Jahren eingewandert und hat es durch angestrengten Fleiß und Intelligenz zu Wohlstand gebracht. Ihr ist es zu verdanken, daß die dortige Bevölkerung sich von ihren primitiven Einrichtungen ab und einer besseren Lebenshaltung zuwandte, wie sie auch zur Ausdehnung der Landwirtschaft und für den materiellen und moralischen Fortschritt des Munizips wesentlich beigetragen hat. Der trauernden Familie, besonders den würdigen Söhnen des Verstorbenen Peter Weishaupt-Zillig und Joseph Weishaupt sprechen wir hierdurch unser Beileid aus.

— In dieser Woche beabsichtigen der Staatspräsident und der Sekretär des Innern die Irrenanstalt in Juquery zu besuchen.

— Herr Dr. Albert Loeffgren, der während 21 Jahren das Amt eines schwedischen Vizekonsuls in unserem Staate bekleidete, ist zum Konsul befördert worden.

— Zu der Frage der Ringbahn um die Stadt, für welche Herr Felipe Gonçalves seinerzeit von der Municipalität eine Konzession erhielt, äußern sich die Advokaten in einer Broschüre dahin, daß die Stadtverwaltung der Light & Power gegenüber zu einer Entschädigung verpflichtet sei, falls diese Konzession aufrecht erhalten würde und daß die Klausel des Kontraktes „unbeschadet der Rechte dritter Personen“ die Kammer von dieser Verpflichtung nicht befreie. — Und anders kann es auch nicht sein, sagen sie, denn sonst verliert die Konzession der Light mit ihren Vorrechten und Bewilligungen jeden Boden und der Kredit der Canadianischen Gesellschaft ist erschüttert, bis zu dem Augenblicke, wo sie jeden einzigen Fall bis zur definitiven richterlichen Entscheidung zu ihren Gunsten durchgefochten hat. Die Folgen dieser Zweifel würden auf die Stadtverwaltung zurückfallen, welche zuletzt die einzige geschädigte in den verschiedenen Streitigkeiten wäre, denn es wäre sonst niemand da, auf den die Verantwortung für die Entschädigungen, die durch Gerichtsbeschluß zu zahlen sein werden, fallen könnte. Und zu welchem Zweck und zu welcher Bequemlichkeit für das Publikum würde solches Vorgehen dienen? — Wir können keinen Vorteil daraus ersehen! — In den großen Städten wie Paris, London, New-York u. s. w. rüttelte man nur an den bestehenden Verkehrsverbindungen, wenn dieselben für den

Transport des Publikums nicht mehr ansprechen. Die Light & Power hat aber bis jetzt in S. Paulo selbst bei außerordentlichen Gelegenheiten immer noch den Andrang der Bevölkerung bezwingen können, es ist also nicht notwendig durch andere Transportmittel ihr Konkurrenz zu machen und die Einheitlichkeit des Betriebes zu stören. Tut die Stadtverwaltung dies dennoch, so wird sie sich ihren Kredit, wenn sie wieder einmal Geld braucht, schädigen. — Unserer Ansicht nach ist das ganz schön gesagt und vertritt entschieden die Interessen der Light, aber wo bleibt da die Gerechtigkeit? Wenn einmal eine Stadtverwaltung oder sonstige öffentliche Behörde eine Konzession erteilt hat, so muß der Konzessionär vor allen Dingen die absolute Sicherheit haben, daß dieselbe innerhalb der gesetzlich festgesetzten Zeit unantastbar ist und daß keine später gegebenen Privilege daran zu rütteln vermögen. Gewiß sind wir für eine Einheitlichkeit im Verkehrs-Betriebe, die immer für das Publikum am vorteilhaftesten ist, unter der Voraussetzung natürlich, daß die Betriebsgesellschaft von dem Konzessions-Erteiler, in diesem Falle die Stadtverwaltung, gewissenhaft kontrolliert wird. Diese Praxis hat sich in allen großen Städten herausgebildet. — Ist aber einmal eine Berechtigung erteilt, so muß ihr zur Geltung verholfen werden. Tatsächlich halten wir den Bau der Ringbahn des Herrn Felipe Gonçalves jetzt nicht mehr für vorteilhaft, nachdem die Linien der Light die Stadt durchziehen. Im Interesse des Publikums wäre eine Ringbahn die die Light selbst bauen würde, den veränderten Verhältnissen gemäß aber in einem weiteren Umfang um die Stadt geführt, vorzuziehen, aber in erster Linie müssen die Rechte gewahrt werden und wenn die Linie Felipe Gonçalves heute nicht mehr dient, so müssen Mittel und Wege eingeschlagen werden, die eine Lösung auf anderem Wege ermöglicht, als den der Opportunität durch Rechtsverletzung.

## Munizipien.

Vom 9. August.

Santos. Die Ländereien beim Fort Itaipus wurden durch Bundesdekret zwangsweise enteignet. Sie führen die Namen Jua, Prainha, Itaquitanduva, Morro dos Itaipus, Icanhema, Ponta Grossa.

S. Bernardo. Der von den Räubern schwer verwundete Landwirt Antonio Maria Filho von S. Caetano ist im Allgemeinen Krankenhaus in S. Paulo den Verletzungen erlegen.

Campinas. Am 1. September wird die neue Banque Brésilienne Italo-Belge in Campinas eine Filiale eröffnen, welche von Herrn Arthur Levy geleitet werden wird.

— Hier wird demnächst eine völlig modern eingerichtete Geflügelzuchtanstalt errichtet. Der Besitzer hat hierzu persönlich Studien in Nordamerika gemacht.

Jundiahy. Ein dem Namen nach noch nicht bekannter Industrieller will in Jundiahy eine große Textilfabrik errichten und hat bereits die Maschinen hierfür in Europa erworben. Die Kammer hat das große Terrain an der Rua General Silva Telles zwischen der Kapelle der Villa Arens und der englischen Station um 10 Contos 800 angekauft und stellte es dem Herrn zur Verfügung.

Caçapava. Die Herren Braz Cantu, Cardoso de Andrade und Alvaro Barroso wollen im Munizip Caçapava eine Reihe von Industrien errichten. Die Kammer wird ihnen Vergünstigungen gewähren.

Vom 10. August.

Campinas. Auf der Fazenda Chapadão bei Campinas streiken seit einigen Tagen die Kolonisten. Sie verlangen 700 Reis pro Alqueire gesammelten Kaffees. Auch auf den

Fazenden Tapera Grande und Aracy traten die Kolonisten in Ausstand. Wegen des gleichzeitigen Maurerstreiks in Campinas hat der Delegado nicht genügende Mannschaften zur Verfügung und ersuchte daher um eine Verstärkung von 30 Mann.

Jundiahy. Bei Niederlegung einer alten Mauer in einem Hause des Herrn Dr. Eloy Chaves stieß man auf ein Gefäß mit portugiesischen Silbermünzen aus der Zeit von 1788 und 1789. Ferner fanden sich spanische Münzen aus der Zeit von 1584, 1593, 1596 und 1609 vor. Die Münzen wurden dem Nationalmuseum und dem Ypiranga-Museum zu gleichen Teilen überwiesen.

Faxina. Der Direktor der neuen Kolonie wird in den nächsten Tagen erwartet. In Villa Bella an der Sorocabana wird zuerst mit dem Bau der Kolonistenhäuser begonnen. Nach deren Fertigstellung werden sich in Europa 200 Auswandererfamilien einschiffen. Das ganze Gebiet ist in Lose aufgeteilt.

Sorocaba. Der Vorschlag der Fabrikanten, die zehnstündige Arbeitszeit einzuführen, wurde von den Arbeitern akzeptiert. Dagegen waren sie mit dem Vorschlag, die Neuordnung der Arbeitszeit erst am 1. Oktober an beginnen zu lassen, nicht einverstanden. Auch darin gaben schließlich die Fabriken nach. Der Streik ist also beendet und bildet einen vollen Erfolg der Arbeiter, die Arbeitszeit währt künftig von 6 Uhr morgens bis nachmittags 5 Uhr. Zwischen 10 und 11 Uhr ist eine Frühstückspause. Seit heute arbeiten wieder sämtliche Fabriken.

Vom 11. August.

Campinas. Der freie deutsche Männerchor in Campinas begeht am 19. August abends 8½ Uhr sein 3. Stiftungsfest. Er beehrte auch uns mit einer Einladung hierzu, für welche wir verbindlichst danken.

Rio Claro. Die deutsche Schule in Rio Claro hält am 15. August 1911 ein Schulfest ab. Auch hierzu erhielten wir eine Einladung, für welche wir gleichfalls verbindlichst danken.

S. Manuel. Herr August Boemer, der technische Leiter der Empreza de Força e Luz de S. Manuel erwarb die Telephonanlagen von Lencoes und Agdudes. Er will auch zwischen Lencoes und S. Manuel eine Verbindung herstellen. Zwischen S. Manuel und Igarassu soll eine elektrische Linie hergestellt werden.

Araraquara. Der Präfekt ist durch Gesetz der Munizipalkammer zur Aufnahme einer Anleihe von 1200 Contos ermächtigt worden.

Vom 12. August.

Campinas. Die Staatsregierung beabsichtigt, einen Teil der Fazenda Monjolinho anzukaufen, um darauf eine Musterkaffeezucht anzulegen.

Cotia. Zwischen Station und Stadt Cotia kam es in einer Vanda, die einem gewissen José Gonçalves gehört, zu einem Wortwechsel aus ganz nichtiger Ursache, in dessen Verlauf ein junger Mann namens Amaro Augusto Pereira von Una tödlich verwundet wurde. In der Vanda war eine Gesellschaft vereinigt, als ein gewisser Paulo Vaz angeritten kam. Dieser ließ die Türe zum Pferch offen stehen, so daß das eingeschlossene Vieh entweichen konnte. Auf das höfliche Ersuchen des Vendisten, die Türe zuzumachen, wurde Vaz ausfallend und verhöhnte die ganze Gesellschaft. Amaro Pereira wollte dem Streit ein Ende machen und die Türe selbst schließen, Paulo Vaz zog aber seinen Revolver und schoß den Ahnungslosen nieder. Der Verwundete wurde nach S. Paulo ins Krankenhaus geschafft, wo er gestern früh starb. Der Mörder wehrte sich verzweifelt gegen seine Verhaftung.

Piracicaba. Nach dem Beispiele des deutschen Gesandten Dr. Michahelles trat auch der schweizerische Konsul und Geschäftsträger in Rio, Herr Generalkonsul Gertsch, eine Reise nach dem Süden Brasiliens an, um mit seinen Landsleuten Fühlung zu nehmen bezw. zu unterhalten. Er besuchte zunächst am 7. August in Begleitung von Herrn Dr. Wittrich und Herrn J. von Ah die Landwirtschafts-

schule Luiz de Queiroz in Piracicaba, sowie die große Wagenfabrik der Gebr. Krähenbühl. In Begleitung des Vertreters der Schweizerkolonie Nova Suissa, Herrn Bannwart, begab er sich nach der Kolonie, wo er sich mit den Kolonisten am Abend lange Zeit unterhielt. In der Frühe des nächsten Tages reiste er wieder ab.

Guaratinguetá. Die Munizipalkammer verhandelt mit der hiesigen Volksbank über die Aufnahme einer Anleihe von 500 Contos, womit die bisherigen Schulden getilgt und verschiedene Verbesserungen sind: 8 Prozent Zins, liquider Kurs 95, Tilgungsfrist 35 Jahre.

Bragança. Was kürzlich beim hiesigen Gericht passierte, ist in den Annalen der Justiz bei uns noch nicht dagewesen und erfordert das dringende Einschreiten der dazu berufenen Behörde. Die Schwurgerichtssitzungen dasselbst wurden aufgehoben, oder besser gesagt verschoben, weil kein Präsident da war. Der Richter des Bezirks befindet sich auf einem ihm gesetzlich bewilligten Urlaub, sein nächster gesetzlicher Stellvertreter wurde zwei Tage vor der Installierung des Schwurgerichts krank, die anderen nun berufenen Stellvertreter, welches die Richter von Atibaia, Itatiba und Jundiahy sind, weigerten sich zu kommen und schützten zwingende Gründe vor. Bis dahin ist gegen die Geschichte nichts einzuwenden, sie bewegt sich vollständig auf gesetzmäßigem Boden, die betreffenden Stellvertreter sind eben aus menschlichen Gründen verhindert. — Aber, die Schwurgerichtssitzung kann doch darum nicht unterbleiben; die Prozesse sind vorbereitet und die Angeklagten sitzen im Gefängnis und warten auf ihr Urteil! Einer der Verteidiger hat sich denn auch nicht mit gründeten Protest losgelassen, in welchem er anführt, daß durch ein solches Vorgehen die Interessen seiner Klienten der Sachlage einverstanden erklärt und einen gehörig beverletzt und ihre Verteidigung geschädigt würden. Und dieser Protest hat seine vollkommene Berechtigung. Unter keinen Umständen darf eine Schwurgerichtssitzung unterbleiben, weil kein Richter da ist. Es gibt genug Richter im Staate S. Paulo und wenn diejenigen, die zur Stellvertretung aufgefordert wurden verhindert sind, so solle man auf der Liste weitergehen, bis alle existierenden Richter aufgefordert sind. Einer wird sich schon finden, der Zeit hat. Der Fall ist fast dazu angetan ein Habeas Corpus einzureichen, denn die Gefangenen erleiden durch das Aussetzen der Sitzungen einen Schaden. — Der Fall illustriert so recht die Willkür, die in einigen Distrikten des Innern in Rechtssachen herrscht.

Vom 14. August.

Santos. Den neuen Plan, welchen die Sanierung-Kommission seit einiger Zeit im Hauptsaal der Associação Commercial ausgestellt hat, und welcher von Dr. Saturnino Britto entworfen ist, erregte wie man sich leicht denken kann, das lebhafteste Interesse der Grundbesitzer der Vorstädte. Die Kammer wird mit der Ausführung dieses Planes aber erst beginnen, wenn die Möglichkeit dazu gegeben sein wird. Da der neue Plan auch den „Pau Grande“ benannten Teil in dem Stadtviertel Macuco in sein Bereich zieht, so haben die dortigen Grundbesitzer sich zusammengetan und der Stadtverwaltung die nötigen Terrains zur Verlängerung der Avenida Taylor und zur Eröffnung anderer projektierter Straßen gratis angeboten. Die Offerte der Grundbesitzer ist von großer Tragweite, sie geben zwar das zur Anlage von Straßen erforderliche Land gratis ab, erhöhen aber dadurch den Wert ihrer Ländereien ungeheuer, der in kurzer Zeit gewiß dreifach vom gegenwärtigen sein wird, in Folge der vorteilhaften Lage, welche diese Grundstücke in dem genannten bevölkerten Stadtteile, einnehmen. Im gleichen Projekt figurirt auch der Kanal No. 6, der das Meer am Boqueirão mit dem Kanal verbinden wird, die Arbeiten hieran sind indessen noch nicht angefangen worden. Dieser Kanal wird an der Grenze der oben genannten Ländereien vorübergehen, während an

der anderen Seite in der Mitte eines großen Stück Landes die Sanitäts-Kommission das neue Isolier-Hospital erbauen läßt. Diese Ländereien nehmen das ganze Viertel ein, welches sich zwischen der Avenida Taylor, diese miteingeschlossen und der Ponta da Praia mehrere Kilometer weit ausdehnt. Außer den vorzüglichen Verhältnissen dieses Terrains verdient noch als von großem Interesse die Annäherung der Kaigesellschaft erwähnt zu werden. Es ist sehr natürlich, daß der Arbeiter, wenn ihm Gelegenheit gegeben wird in der Nähe der Arbeitsstätte an einem guten Platz zu wohnen, sich nicht nach entfernt liegenden Punkten ziehen wird, was ihm nur Unbequemlichkeiten bringen kann. Es wird nicht lange dauern und die alten Bonds nach Villa Macuco werden durch elektrische ersetzt werden. Alle diese Verbesserungen lassen mit Bestimmtheit einen grossen Aufschwung des ganzen Stadtviertels voraussehen. Es ist die Möglichkeit vorhanden, daß die Offerte der Grundbesitzer der Kammer in ihrer nächsten Sitzung offiziell vorgelegt werden wird. Die ganze Angelegenheit hat in weiten Kreisen den allergünstigsten Eindruck gemacht, denn die Stadtverwaltung kann jetzt mit geringen Ausgaben Verbesserungen in die Wege leiten, für die sie späterhin bedeutende Entschädigungen zahlen müßte.

Faxina. Der Ingenieur Emilio Küntgen von der Companhia Brasileira de Electricidade ist am 10. August in Faxina zum Ankauf der dortigen Empresa de Luz eingetroffen. Er besichtigte auch die Fälle des Apiahyflusses, welche ca. 2000 Pferdekräfte ergeben. Die Ankaufsverhandlungen nehmen einen guten Fortgang.

Vom 16. August.

Santos. Der Schweizer Journalist Franz Schoenenberger ist mit dem italienischen Dampfer „Umbria“ hier eingetroffen. Derselbe reist im Auftrage mehrerer Schweizerfamilien, welche sich in den Kolonien unseres Staates ansiedeln wollen. Der Einwanderungsinspektor Dr. Oscar Lofgren tat die notwendigen Schritte, damit Herrn Schoenenberger auf seiner Reise nach dem Innern die erforderlichen Informationen zur Erreichung seines Zweckes gegeben werden.

Parnahyba. Die heurige Wallfahrt nach Pirapora wächst sich zu einem unerhörten Skandal aus. Es ist tatsächlich richtig, daß auf dem Weg zwischen Pirapora und Parnahyba 11 Personen elendiglich umgekommen sind. Die Todesursache, ob Kälte oder der Schnaps, ist heute noch nicht aufgeklärt. Daß die Kälte als Todesursache angegeben wird, erscheint sehr sonderbar. So schlimm war sie noch lange nicht. Es sollen damit offenbar ganz andere Dinge bemäntelt werden. Aus Pirapora werden Einzelheiten berichtet, welche der Polizei allen Anlaß gäben, einmal energisch dreinzufahren. Scheußlich geradezu ging es bei der Beerdigung der Umgekommenen her. Zuerst glaubte jedermann, es handle sich bei der Nachricht von den Todesfällen um einen schlechten Witz, bis endlich die Oehsenkarren mit Leichnamen angefahren kamen. Die Leichen wurden untersucht, desgleichen die Kleider, um Todesursache und Identität feststellen zu können. Ein Arzt war nicht zur Stelle. Vom Polizeiposten aus, wo die Leichen in einem Saale aufgebahrt waren, wurden sie zur Kirche geschafft, um dann beerdigt zu werden. Die Toten wurden ohne Sang und Klang in einem Winkel des Friedhofes in einem gemeinsamen Grabe wie tote Hunde eingescharrt. Die Menge protestierte voller Erbitterung gegen eine solche Barbarei.

Jahu. Herr Dr. Pereira Leite wird die Munizipalverwaltung um Konzession für eine zu erbauende Zweigbahn zwischen dieser Stadt und Barra Bonita angehen.

# Bundeshauptstadt.

Rio, Mittwoch, den 9. Aug.

— Die Hafendarbeiten sind bekanntlich nicht unter dem jetzigen Präsidenten, sondern seinen Vorgängern begonnen worden. Die enormen Kosten gaben wiederholt zu der Kritik Anlaß, daß hierbei an allen Ecken und Enden gestohlen worden ist. Der Bundesdeputierte für Matto Grosso brachte die Angelegenheit im Kongreß neuerdings zur Sprache und geißelte das Verhalten der ungetreuen Beamten. Die Hafenreglements widersprechen den Zollgesetzen. Die Gelder aus der großen englischen Anleihe wurden Ingenieuren in die Hand gegeben, welche damit darauf loswirtschafteten. Die staatliche Verwaltungskommission ist nach der Angabe des Deputierten gesetzlich gar nicht gültig. Und trotzdem liefen ihr von 1900 bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt 200.000 Contos durch die Hände. Weder der Verkehrsminister noch sonst jemand kann die in Bilanzen und Berichten dargelegten Zahlungen auf ihre Gesetzlichkeit hin kontrollieren, da niemand Gelegenheit hat, die Zahlungsnachweise auf ihre Echtheit hin nachzuprüfen. Die zwei auswärtigen Hafenanleihen erbrachten netto 7.603.136 englische Pfund. Bis 30. Juni 1906 wurden an Zinsen bezahlt 249.373 Pfund Sterling. Der 20 prozentige Goldzuschlag im Zollante Rio für 39.961:224\$868 Importwaren betrug beim Kurs von 16 d 396.020 Pfund Sterling. Die Kommission rechnet nun eine Summe von 11.780.529 Pfund Sterling auf der Einnahmeseite zusammen, oder, das zu 16 Milreis gesetzt: 176.827:935\$000. Hierzu treten noch 17.300:000\$000 Erträgnis aus den ausgegebenen Schuldverschreibungen. Die Einnahmen betragen also jetzt schon 194.127:935\$000. Dazu kommen aber noch kleinere Ausgaben aus Mieten, Materialankäufen usw., so daß rund 200 Millionen Milreis eingingen. Mit dieser Riesensumme sind ganze 3335 Meter Kaianlagen hergestellt. Aber auch davon ist nur die Hälfte in betriebsfertigen Zustand. Auch das, was fertig ist, wird in einer so schlechten Weise verwaltet, daß die Klagen der Schiffahrtsgesellschaften und des Handels über den Hafenbetrieb nicht aufhören wollen. Auch der Zolldienst, der in einem ungenügenden Gebäude untergebracht ist, nimmt an diesen verrotteten Zuständen seinen Anteil. Nach dieser scharfen, Aufsehen erregenden Anklage stellte der Deputierte noch eine Reihe von Anfragen an das Präsidium des Hauses bzw. an die Regierung.

— Der Minister des Aeußern hat dem Landwirtschaftsminister Kopie eines Schreibens des türkischen Botschafters in Washington an unseren dortigen diplomatischen Vertreter gesandt, worin angefragt wird, ob es wahr sei, daß unsere Regierung die Einwanderung von Syriern verboten habe, und weshalb. Herr Pedro de Toledo erwiderte, daß ihm ein derartiges Einwanderungsverbot nicht bekannt sei. Im Gegenteil nehme die syrische Einwanderung ununterbrochen ihren Fortgang, und noch im Juli seien etliche hundert Angehörige dieses Volkes eingetroffen. — Der Baron von Rio Branco scheint übrigens eine sehr schlechte Meinung von dem Zusammenarbeiten unserer verschiedenen Verwaltungsressorts zu haben, daß er erst beim Landwirtschaftsminister anfragt. In jedem anderen Lande könnte eine derartige, unsere internationalen Beziehungen berührende Maßregel, wie ein Einwanderungsverbot, nur mit Zustimmung des Ministers des Aeußern getroffen werden. Das ist aber bei uns offenbar nicht selbstverständlich.

— Die Kaufmännische Vereinigung hat an den Verkehrsminister ein Schreiben gerichtet, in dem sie ihn bittet, den Bau der äußeren Lagerhäuser am neuen Kai zu beschleunigen, damit den dringenden

Bedürfnissen des hiesigen Handels Rechnung getragen wird. Das Schreiben bezeichnet die Lage des Handels als sehr bedenklich und fährt fort: „Damit der gute Wille der Regierung zur rechten Zeit den Wirkungen einer Krisis, deren Vorboten sich schon drohend zeigen, vorbeugen könne, darf die schleunige Ausführung dieser Bauten nicht durch allzulange Wettbewerbsfristen verzögert werden. Wir bitten daher Ew. Excellenz, in den betreffenden Ausschreiben die Höchstfrist von 30 Tagen festzusetzen, was dem Handel einen außerordentlichen Vorteil brächte. Unsere Vereinigung ist im Prinzip durchaus Anhängerin der langen Fristen bei der Ausschreibung von Arbeiten bedeutenden Umfanges. Aber im vorliegenden Falle muß diese gerechte, nützliche und moralische Maßregel eine Ausnahme erdulden. Angesichts der traurigen Lage des Handels, in anbetracht der einmütigen Beschwerden der Kaufleute gegen die mangelhaften Vorrichtungen am Kai kann ein derartiges Vorgehen der Regierung, durch das das Laden, Löschen und Lagern beschleunigt und verbilligt werden soll, nur allgemeine Zustimmung finden. Das zum Bau der Lagerhäuser erforderliche Material ist am Platze vollständig zu haben, und da einige dieser Bauten schon Gegenstand öffentlicher Ausschreibungen waren, so ist der Gegenstand hinreichend bekannt. Nichts hindert also die Berücksichtigung unseres Wunsches.“

— Wie unsere gute Freundin, die „Agence Havas“, neulich aus England zu berichten wußte, sollte bei der diesjährigen Prinz-Heinrichfahrt kein einziges deutsches Automobil prämiert worden sein. Vielmehr wären sämtliche Preise an die Engländer gefallen. Das mußte Wunder nehmen, denn es ist bekannt, wie glänzend die deutsche Automobilindustrie bislang bei allen großen Veranstaltungen abgeschnitten hat, zuletzt noch bei dem internationalen Motorboot-Fahren in Monte Carlo. Es hat dann in der Tat auch nicht lange gedauert, bis das Havas-Telegramm widerlegt wurde. Die diesjährige Prinz-Heinrich-Fahrt war bekanntlich ausschließlich eine Zuverlässigkeitsprobe, ohne anschließendes Rennen. Wer die ganze vom Homburg durch Westdeutschland und durch England und halb Schottland sich erstreckende Fahrt ohne oder mit dem geringsten Defekt zurücklegte, der sollte den ersten Preis erhalten. Diese Bedingung nun hat ein deutscher Wagen erfüllt, und zwar, wie man das nachgerade schon gewohnt ist, ein Opelwagen. Landrat Dr. Ritter von Marx aus Homburg, der diesen Opelwagen fuhr, hat aus London an die Opelwerke in Rüsselsheim telegraphiert: „Habe den ersten Preis erhalten. Kein Strafpunkt. Motor glänzend. von Marx.“ Wie uns die hiesigen Vertreter der Firma Adam Opel, die Herren Hugo Heydtmann u. Co., außerdem noch mitteilen, gewann Landrat von Marx mit seinem Opelwagen auch den Preis, den die Königin von England für den schönsten deutschen Wagen ausgesetzt hatte. Das klingt ganz anders als das Havas-telegramm! Im übrigen beweist der Fall wieder, daß es dringend not tut, Brasilien mit deutschen Originaltelegrammen zu versehen. Wenn die Reichsregierung die 50.000 Mark für dieses politisch und wirtschaftlich gleich wichtige Unternehmen nicht übrig hat, dann sollte sich Deutschlands Großindustrie und Großhandel zusammen tun und den Betrag aufbringen. Er kommt indirekt reichlich wieder herein!

— Die „Noticia“ schreibt zu den Empfangsfeierlichkeiten für den Senator Lauro Müller: „Die Manifestationen, die ihm dargebracht wurden und noch dargebracht werden, sind von großem Wert. Wir wissen nicht, ob man schon öffentlich die nächste Kandidatur vorbereiten will, während die gegenwärtige Regierung noch nicht ein Jahr im Amte ist

## Dr. Stapler

ehemaliger Assistent an der allgem. Polyklinik in Wien;  
ehem. Chef-Chirurg div. Hospitäler etc. Chirurg am  
portugiesischen Hospital.

**Operateur und Frauenarzt**

Rua Barão de Itapetininga N 4. S. Paulo  
Von 1-3 Uhr. Telephone 1407.

und noch drei Jahre vor sich hat. Wenn jemand diesen Gedanken haben und glauben sollte, daß er damit der Kandidatur einen Dienst erweise, so kann er gewiß sein, daß es ein Bären dienst ist. Es gibt in der Tat kein besseres Mittel, eine Kandidatur unmöglich zu machen, als wenn man sie überstürzt. Uebrigens wird gerade Dr. Lauro Müller, entschieden der politischste von unseren Politikern, am besten derartige unangebrachte Ueberstürzungen zurückzuweisen wissen. Aber der hohe Wert der Demonstrationen liegt daran, daß sie seine große Popularität beweisen und zeigen, daß die Hauptstadt die außerordentlichen Dienste, die er ihr unter der Präsidentschaft Rodrigues Alves leistete, nicht vergißt; und er liegt ferner darin, daß sie offenbaren, daß vielleicht kein anderer unserer Staatsmänner eine so große Anzahl politischer Führer auf seiner Seite hat, wie Dr. Lauro Müller.“ Dieser zweite Umstand dürfte sogar, wenn wir unsere Pappenheimer recht kennen, am meisten zu den Demonstrationen beigetragen haben, denn hierzulande wird ein verdienstvoller Mann, wenn er keine Zukunft mehr vor sich hat, noch schneller vergessen als anderwärts.

— Gestern ist Jean Jaurès, der bekannte französische Sozialistenführer, hier eingetroffen, um einige Vorträge zu halten. Natürlich wurde er mit demselben Rummel empfangen, den unsere „Intellektuellen“ stets für bekannte Romanen aus Europa bereit haben, die uns die Gnade ihres Besuches — gegen Honorar — erweisen. So ging's mit dem italienischen Sozialistenführer Enrico Ferri, dem Operettensozialisten, so mit George Clemenceau und mit Anatole France. Welchen Einfluß haben diese Besuche von Exponenten gewisser europäischer Denkweisen auf unsere Zivilisation gehabt? Wohl gar keinen. Denn alle diese Männer waren dem gebildeten Publikum schon vor ihren Besuchen längst bekannt. Diejenigen, die schon vorher ebenso dachten, wie sie, werden das auch weiterhin getan haben. Die anderen, die in ihrer Anschauung abwichen, werden sich ebenfalls nicht geändert haben. So wird auch Jaurès Beifall und Widerspruch finden, aber Proselyten wird er kaum machen.

— Aus Paris kommt die erfreuliche Nachricht, daß der große französische Arzt Dr. Hallopeau sich zu Ehrlichs 606 bekehrt hat. Hallopeau war bekanntlich von Anfang an ein Gegner des neuen Mittels, und er liat es mit einer solchen Heftigkeit und Böswilligkeit bekämpft, daß man annehmen mußte, er sei an dem französischen Syphilismittel, das er empfahl, dem Hectin, finanziell interessiert. Er zitiert falsch, er log; er erfand Todesfälle, die niemals stattgefunden hatten, kurz, er zwang Ehrlich, ihm eine Abfuhr zu erteilen, die auch von den Franzosen als vernichtend anerkannt wurde. Jetzt hat Dr. Hallopeau in derselben Akademie der Medizin, in der er damals so heftig gegen Ehrlich aufgetreten war, den hohen Wert des 606 anerkannt. Nach seiner Ansicht ist allerdings das beste Mittel in frischen Fällen noch immer das Hectin. Aber wenn die Krankheit sich den ganzen Organismus untertan gemacht habe, dann sei 606 das gegebene Mittel. Damit dürfte auf französischer Seite der Kampf gegen die Ehrlich'sche Erfindung endgültig aufgegeben sein.

— Der Deputierte José Bonifacio stellte dem Landwirtschaftsminister von seiner Fazenda Bordado Campo in Minas bei der Station Sitio zehn Alqueire

Land zur Verfügung für eine zu errichtende Mustermolkerei.

Rio, Donnerstag, den 10. Aug.

— Unsere Polizeizustände werden von Tag zu Tag schöner. Gestern früh um 8 Uhr gelang es der Polizei — sicher aus Unverstand — den bekannten Einbrecher Aurelio Alves zu erwischen. Zwei Schutzleute brachten ihn nach der Polizeiwache des 3. Distrikts, wo er ins Gefängnis gesteckt wurde. Die Leibesvisitation hat man offenbar nicht ordentlich vorgenommen. Wozu sich anstrengen zu so früher Stunde? Aurelio war stets mit vorzüglichem Einbrecherwerkzeug ausgerüstet, und er benutzte die Gelegenheit, seine Kunst an den Schlössern des Polizeigewahrsams zu probieren. Als man ihn nach einigen Stunden wieder vorführen wollte, war er spurlos verschwunden!

Nicht minder klassisch ist ein zweiter Fall, der sich ebenfalls gestern ereignete. Erscheint da bei dem diensttuenden Polizeiwachtmeister irgend ein Rechtskonsulent und ersucht ihn, ihm doch einen gewissen Gefangenen zu einem Verhör mitzugeben. Der Wachtmeister hat zwar kein Recht dazu, sondern nur der Kommissar selbst hat über solche Fälle zu entscheiden. Aber der Brasilianer ist ein höflicher Mann, der eine in netter Weise vorgetragen, Bitte nicht abzuschlagen vermag. Und so ließ der Wachtmeister den Gefangenen in Frieden ziehen. Leider hat der Schlingel das Entgegenkommen mit Undank gelohnt, denn er hat die Rückkehr vergessen. Es ist klar, daß er mit dem Rechtskonsulenten die Flucht verabredet hatte. Der Polizeibeamte müßte natürlich von Rechts wegen entlassen werden, ebenso wie seine Kollegen, die für die Flucht Aurelios verantwortlich sind. Aber wir sind überzeugt, daß weder die Entlassung erfolgt, noch eine Anklage auf Grund des Strafgesetzbuches (wegen Begünstigung der Flucht) gegen ihn und den Rechtskonsulenten erhoben wird. Unser würdiger Polizeichef, Herr Dr. Belisario Tavora, ist so ausschließlich damit beschäftigt, das Bichospiel auszurotten — was ihm doch nicht gelingt — daß er für Raub und Mord und Unzucht und Gefangenenentweichung nicht Auge und Ohr hat. Seine Untergebenen dürfen tun und lassen, was sie wollen, solange sie nur eifrig hinter wirklichen und angeblichen Bichospielern her sind und solange sie nichts ausfressen, was mit Herrn Tavoras Anschauungen über die Pflichten eines „vorbildlichen Familienvaters“ (als den ihn seine Freunde in Ermangelung anderer lobenswerter Eigenschaften immer hinstellen) in Widerspruch steht.

Dann ist er in stände alle Empfehlungen zu vergessen und seine Kreaturen an die Luft zu setzen, wie er dieser Tage in einer Affäre bewies, die in tiefster Verschwiegenheit untersucht werden sollte, die aber doch aus Licht gekommen ist. In einer im 9. Distrikt gelegenen Straße lebte ein Ehepaar mit zwei Töchtern, Clara von 17 und Sylvia von 15 Jahren. Ein Polizeisergeant schlich sich in die Freundschaft des Mannes ein und verführte ihn zum Danke die Frau und die beiden Töchter. Die drei erfuhren bald gegenseitig von den Beziehungen, die der Don Juan zu jeder von ihnen unterhielt, schwiegen aber, die Frau, weil sie in ihn vernarrt war, die Töchter, weil sie den Skandal fürchteten. Für die Mädchen fanden sich bald andere Verehrer, die ihnen die Heirat in Aussicht stellten. Die älteste, Clara, war in der Wahl jedoch unglücklich, denn ihr Liebhaber, der in jener Straße diensttuende Zivilschutzmann, war bereits verheiratet, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte. Dem Sergeanten hingegen war dieser Umstand wohlbekannt, und er klärte das Mädchen nicht nur nicht auf, sondern förderte die Liebschaft nach Kräften. Aber schließlich er-

fuhr die Frau des Polizisten davon, und da sie nicht gesonnen war, ihren Mann aufzugeben, so ging sie zur Polizei und erzählte den ganzen Skandal. Die Folge war, daß ihr Mann sofort entlassen wurde, denn Herr Tavora kann in seiner Leibgarde zwar Mörder, Spitzbuben und Zuhälter dulden, aber nie einen Menschen, der es mit seinen Gattenpflichten nicht genau nimmt. Nun glaubt der Leser natürlich, daß auch der Sergeant entlassen wurde. Gott bewahre! Der ist ja unverheiratet und darf sich solche kleinen Szenen schon erlauben. Er darf sogar mit der von ihm verführten Ehefrau, die ihren Mann und ihre Töchter verlassen hat, zusammenwohnen, ohne daß des Polizeichefs zartes Gewissen dadurch verletzt wird. Die Gerechtigkeit zwingt uns allerdings, zu berichten, daß über die Angelegenheit eine gegen ihn gerichtete Untersuchung eröffnet wurde, die nun schon über einen Monat dauert. Aber da er behauptet, die Defloration der beiden Mädchen gehe nicht auf seine, sondern bei Clara auf des Zivilpolizisten und bei Silvina auf des nach Ausbruch des Skandals verschwundenen Liebhabers Rechnung, so wird er, obwohl die Mädchen das Gegenteil aussagen, wohl ungeschoren davorkommen.

Es wäre ja auch unerhört, wenn man den Einheimischen strafen wollte, wo die Ausländer nicht zur Verantwortung gezogen werden! Auf dem Polizeiamt des 5. Distrikts erschien ein Mädchen aus der Rua das Marecas — der Polizeibericht gibt ihr den unmöglichen Namen Sarah Aiagla — und bat um Schutz vor ihrem früheren Zuhälter. Sarah lebte vorher in Buenos Aires mit der „Oblut“ eines gewissen Johann Fischel. Da ihr die „Oblut“ zu brutal und kostspielig wurde, so entfloh sie und ließ sich in Rio nieder. Mit dem letzten Royal Mail-Dampfer ist Fischel vom La Plata hier eingetroffen, in Begleitung von Sarahs Schwester Maria, die der Zuhälter für seine Frau ausgibt, die aber nach Sarahs Angaben ebenso unter seiner „Oblut“ steht, wie sie selber früher. Sarah ausfindig zu machen, fiel dem Fischel nicht schwer. Dieses Gesindel aus den Ghettos Polens und Galiziens hängt so eng zusammen, daß jeder und jede leicht erfährt, wo der andere sich aufhält. Fischel ging also zu Sarah und eröffnete ihr, daß sie ihm umgehend ein Conto de Rejs auszuzahlen habe — auf soviel schätzte er offenbar ihren „Reingewinn“ seit ihrer Flucht — widrigenfalls er sie ins bessere Jenseits befördern werde. Die Bedrohte bat die Polizei um Schutz, die den Zuhälter auch verhaftete, ihn aber schließlich wieder freiließ. Wenn Herr Tavora konsequent sein wollte in seiner Verteidigung des häuslichen Herdes, müßte er Fischel auf dem nächsten Europadampfer setzen, denn der Mensch hat drüben seine Frau, die sich nicht prostituieren wollte, sitzen lassen. Wir reden nicht einmal von Konsequenz in Erfüllung seiner Amtspflichten, sondern nur in Erfüllung seiner Marotten, denn wollte Herr Tavora den Obliegenheiten seines Amtes gerecht werden, so hätte Fischel überhaupt nicht landen dürfen. Aber unsere treffliche Polizei, die ganz genau weiß, welche Menge von Mädchenhändlern und Zuhältern mit jedem großen Dampfer von drüben und vom La Plata kommt, befolgt das System, Zuhälter a, b und c zurückzuweisen und Zuhälter d, e, f, g, h, usw. nicht zu sehen. Die Agenten, die bei der Hafenz Polizei beschäftigt werden, stecken nämlich fast durchweg mit der Prostitution unter einer Decke. Doch das bemerkt der unvergleichliche Polizeigewaltige nicht, obwohl die Spatzen es von den Dächern pfeifen!

Rio, Freitag, den 11. August.

— Wir berichteten neulich von dem falschen Konsumsteuer-Beamten Cypriano Bastos Pinto, der die Städte und Flecken im Staate Rio brandschatzte und schließlich in Parahyba do Sul festgenommen wurde.

Er erhielt Freiquartier im Polizeigefängnis des 20. Distrikts, wo die Untersuchung mit einem Betrug eröffnet wurde, den er gegen einen Kaufmann in Engenho de Dentro verübt hatte. Cypriano nahm sich zum Verteidiger den Coude de Vera Cruz, Deoceleciano Martyr — unter einem Grafen tun es so feine Spitzbuben nicht! — und der suchte um Habeas Corpus für ihn nach. Der zuständige Richter bat den Polizeikommissar um Informationen und erhielt die Antwort, daß Cypriano sich gar nicht mehr in Polizeigewahrsam befindet, daß das Habeas Corpus-Gesuch also gegenstandslos geworden sei. Das entsprach auch den Tatsachen, denn als die richterliche Anfrage kam, hatte man den Betrüger schlenkigst laufen lassen. Er war nämlich nicht auf frischer Tat ertappt worden, und man hatte verabseamt, die Untersuchung rechtzeitig bis zur Erwirkung eines richterlichen Haftbefehls durchzuführen!! Das Schönste aber ist, daß Cypriano am anderen Tage in Begleitung seines Coude-Advogado wieder auf dem Polizeiamt erschien, um ein Sparkassenbuch der Bundessparkasse zu reklamieren, das in polizeilichem Verwahr geblieben war. Er erklärte, er müsse Geld abheben, um nach Parahyba do Sul reisen zu können, wo er seine Frau krank zurückgelassen habe. Das Buch wurde ihm auch ausgehändigt. Inzwischen wird Cypriano die Früchte seiner Spekulationen auf die Dummheit seiner Mitmenschen, bereits von der Bundeskasse abgehoben und das Weiße gesucht haben. O Polizei! O Habeas Corpus!

— Das Mißverständnis, das den türkischen Botschafter in Washington annehmen ließ, die Einwanderung der Syrier sei bei uns verboten, wurde dadurch hervorgerufen, daß viele Syrier um Rückerstattung der Ueberfahrtskosten aus Mitteln des Besiedelungsamtes nachgesucht hatten, und daß diese Rückerstattung ihnen verweigert wurde. Das Besiedelungsamt ist jedoch mit dieser Weigerung in keiner Weise gegen die syrische Einwanderung vorgegangen, sondern hat einfach in Ausführung der gesetzlichen Vorschriften gehandelt. Das Gesetz bestimmt bekanntlich, daß die Rückerstattung der Fahrkarten nur an solche Einwanderer erfolgen dürfe, die Landwirte sind. Das trifft aber auf die Syrier in den wenigsten Fällen zu, sondern sie sind fast durchweg Händler. Und so sehr wir daran interessiert sind, unsere ländliche Bevölkerung zu vermehren und die bäuerliche Einwanderung zu fördern, so wenig Grund haben wir, uns für die Einwanderung von Hausierern und Händlern, deren wir schon mehr als genug besitzen, in Unkosten zu stürzen.

— In der hiesigen Presse wird besonders vermerkt, daß gerade Minas Geraes beim Empfang des Senators Dr. Lauro Müller in auffallender Weise vertreten war. Es habe wohl keine Organisation in Bello Horizonte gegeben, die nicht sorgte, daß ein Vertreter am Kai war. Man schließt daraus, daß der Kandidatur Lauro Müller die Unterstützung von Minas gewiß wäre.

— Die Herren Kemard u. Co. suchten beim Nationalkongreß um die Konzession für eine elektrische Bahn zwischen den Hauptstädten von Espirito Santo und Minas Geraes nach. Sie verlangen für dieselbe folgende Vergünstigungen: a) Gebrauch und Nutzuessung der Konzession für 60 Jahre. b) Zollfreie Einfuhr des importierten Materials. c) Schuldenfreie Ueberlassung aller Wasserfälle, welche an der zu bauenden Strecke liegen. d) Expropriation durch die Regierung und Uebergabe an die Konzessionäre aller zum Bau, zur Konservierung und zum Betrieb der Bahn notwendigen Ländereien. e) 30 Contos per Kilometer Subvention. f) Vorrecht bei gleichen Bedingungen für den Bau aller Zweiglinien sowie der Verlängerung der Bahn. Als Ge-

# Wer heiratet

19jhr. Bürgerstocht., einz. Kind, 100,000, 21jähr. Frin. 150,000 Vin.? Viele hundert and. verm. Damen! Herren, we. n a. ohn. Verm., bei den. rasche Heir. mögl., w. s. meld. L. Schlesinger, Berin, 18.

genleistung verpflichten sie sich die Vorstudien, Pläne etc. innerhalb eines Jahres vorzulegen und die Bahn nach 60 Jahren der Regierung als Eigentum mit allem Material, welches in brauchbarem Zustand sein muß, zu übergeben.

— Die Zolleinnahmen haben auch im Juli erfreulich gegen den gleichen Monat des Vorjahres zugenommen. Sie betragen beim hiesigen Zollamt . . . . . 8.701:281\$ Gold und 19.350:352\$ Papier. Das sind gegen den Vergleichsmonat mehr 569:14\$ Gold und 2.098:743\$ Papier, oder in Papier über 3000 Contos. Dabei weiß alle Welt, daß noch immer unendlich viel durchschlüpft, ohne den richtigen oder ohne überhaupt Zoll zu zahlen, nicht nur als Passagiergepäck. Wieviel muß also früher geschmuggelt und gestohlen worden sein! Den Steuerzahlern ist es natürlich nur angenehm, wenn unter der jetzigen Regierung etwas schärfer aufgepaßt wird.

— Wir haben schon vor längerer Zeit berichtet, daß die Bundesregierung in Portugal Söldner wirbt, um unsere Kriegsschiffe zu bemannen, da es im Inlande an geeigneten Leuten fehlt, seit man nach der Meuterei ein „Großbreinemachen“ veranstaltet hat und bei der Neuannahme erst das Vorleben ein wenig prüft. In Portugal ist es ein Leichtes, die erforderliche Anzahl von Matrosen und Heizern zu beschaffen, denn sowohl die politischen als auch die wirtschaftlichen Verhältnisse sind heute in dem „Garten Europas“ derart, daß die Bevölkerung jede Gelegenheit ergreift, um anderswo ihr Brot zu suchen. So kommt es, daß alle Augenblicke ein Transport von Angeworbenen eintrifft. Aber unsere Werber scheinen nicht damit gerechnet zu haben, daß vielen Kandidaten weniger daran liegt, in unserer Kriegsmarine zu dienen, als freie Ueberfahrt nach Brasilien zu erlangen. Es läßt sich manch einer von vorneherein mit der Absicht anwerben, hier auszukneifen, sobald sich eine Gelegenheit bietet. Und mancher andere wird unterwegs auf den gleichen Gedanken gebracht, sofern er nicht von selber darauf kommt. So geschah es, daß auch auf der „Aragon“ wieder einige Söldner beim Apell fehlten. Sie hatten vorgezogen, nach dem Genuß der freien Ueberfahrt dem brasilianischen Fiskus keine weiteren Unkosten mehr zuzumuten, und hatten die Fahrt vom Dampfer nach der Stadt allein bezahlt, allerdings ohne von dem Transportführer Abschied zu nehmen!

— Die Direktion der Pariser Untergrundbahn, des „Metropolitain“, hat dem Verkehrsminister ein Projekt vorgelegt, Rio und Nietheroy durch zwei unterseeische Tunnels zu verbinden und einen Bahnverkehr mit elektrischem Antrieb zwischen beiden Städten einzurichten. Die Fahrt soll nur 6 Minuten dauern. Da gleichzeitig aber die Leopoldina Railway bemüht ist, die bisher den Verkehr zwischen Rio und Nietheroy vermittelnde Companhia Cantareira aufzukaufen, so glauben wir nicht, daß es dem „Métro“ gelingen wird, die Bewilligung für sein Projekt zu erhalten. Denn die Leopoldina ist eine Großmacht im Lande.

— Der Oberstleutnant St. Antonius von Padua hat seit dem Jahre 1908 seinen Sold von 720\$ jährlich, der ihm durch Patente vom 4. Februar 1811 und 22. Oktober 1816 bewilligt worden war, nicht mehr ausbezahlt erhalten. Er hat daher durch seinen Verwalter, den P. Guardian der Franziskaner von Bahia, den Finanzminister um Nachzahlung des rückständigen Soldes ersucht. Der Finanzminister hat

das Gesuch an seinen Kollegen von der Militärverwaltung weitergegeben, damit dieser sich über die Berechtigung gutachtlich äußere. Der Kriegsminister wird nicht anders können, als den Oberstleutnant St. Antonius zwangsweise zu pensionieren, denn er hat mehr als 35 Dienstjahre hinter sich und ist weder zum Obersten noch zum General ernannt worden. Aber — in anbetracht der langen Dienstzeit muß er mit vollem Gehalt pensioniert werden! Wie man die Sache also dreht und wendet: der heilige Antonius behält immer den Anspruch auf die Zahlung von 720\$ jährlich aus der Bundeskasse. Doch Scherz bei Seite! Der Frauziskanerguardian von Bahia hätte wirklich klüger getan, den Anspruch nicht geltend zu machen, da er sich weder mit der Trennung von Kirche und Staat noch mit den Anschauungen der gebildeten brasilianischen Katholiken verträgt. Was einmal in seiner Naivität sinnig und rührend war, kann in anderen Epochen lächerlich wirken.

— Wie von der Ständigen Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie in Berlin W. 40, Roonstr. 1, mitgeteilt wird, sind trotz wiederholter Warnungen noch immer gewerbsmäßige Ausstellungsunternehmer und Agenten bemüht, Firmen gegen erhebliche Geldbeträge durch Inaussichtstellung wertloser (weil ohne allgemeinen öffentlichen Wettbewerb erlangter — goldener und anderer Medaillen und Ehrendiplome zur Beteiligung an zweifelhaften oder völlig nichtssagenden Ausstellungen zu bewegen. Eine Anzahl dieser Ausstellungsunternehmer hat den Sitz nach Südamerika verlegt und versucht, dort und von dort aus seine unlauteren Geschäfte zu machen. Gegenwärtig wird von London aus eine rührige Tätigkeit in dieser Hinsicht entfaltet, wobei sogar die Beschaffung von Titeln und Orden angeboten wird. Vor dem Treiben dieser Personen kann nur dringend gewarnt werden.

Rio, Sonnabend, den 12. Aug.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir übrigens hervorheben, daß der am 3. d. M. in unserem Blatte veröffentlichte Artikel „Diplomatenunglück“ uns von Herrn Direktor Dr. von Jhering bereits am 22. Juli zugestellt worden war, ebenso wie auch die Schlußbemerkung unserer Redaktion vom gleichen Tage herrührt. Wegen Mangels an Raum war die Veröffentlichung von Tag zu Tag hinausgeschoben worden, und der Zufall wollte, daß sie gerade an dem Tage erfolgte, an dem der Skandal ausbrach. Aus drucktechnischen Gründen war die Zurückziehung nicht mehr möglich. Natürlich ist Herr von Jhering heute ebensowenig geneigt, die Partei des Dr. Gabriel Piza zu nehmen, wie wir.

— Hier ist der französische Aviatiker Planchut, der seinerzeit in S. Paulo erfolgreiche Flüge ausführte, eingetroffen. Er will die Terrains von Santa Cruz und andere in der Umgebung der Bundeshauptstadt in Augenschein nehmen, um den geeignetsten Ort zur Einrichtung eines Flugplatzes zu ermitteln. Herr Planchut wird eine Aviatikerschule in Rio de Janeiro gründen und die Bevölkerung für den Flugsport interessieren. Es sollen aber keine Schauflüge gegen Eintrittsgeld veranstaltet, sondern nur Konkurrenzen um ausgesetzte Preise bestritten werden.

— Die Regierung beabsichtigt, neue 2 Milreis-Stücke prägen zu lassen. Der vom Direktor des Münzantes dem Finanzminister vorgelegte und von diesem gebilligte Entwurf zeigt auf der Ansicht das Bild der Republik, von einem Kranze von 21 Sternen umgeben, und in einer Hand die Verfassungsurkunde haltend, und auf der Rückseite das Wappen der Republik mit der Umschrift: „Republica dos Estados Unidos do Brasil. 2 mil reis.“ Die Prägung, mit der

alsbald begonnen werden soll, wird im Münzamt erfolgen.

— Der Landwirtschaftsminister erhält fortgesetzt vom Auslande, besonders von Nordamerika, Anfragen von Gesellschaften und ihren Vertretern, die an den verschiedenen Eisenbahnen Brasiliens weite Länderstrecken erwerben wollen, die sich zur Zucht und Mastung von Rindvieh eignen, welches dann geschlachtet und in gefrorenem Zustande verschickt werden soll. Die Gesellschaften wollen erfahren, ob sich in Brasilien geeignete Länderstrecken hierfür zu annehmbaren Preisen erwerben lassen, und welches der Preis für die Hektare ungefähr sein würde. Eigentümer, welche solche Ländereien besitzen und geneigt sind, dieselben zu diesem Zwecke zu veräußern, werden hierdurch aufgefordert, dem Landwirtschaftsministerium die nötigen Angaben zu machen, damit es gegebenenfalls sofort den Interessenten Nachricht geben kann.

— Unsere Verwaltungszustände erzeugen die abenteuerlichsten Gaunereien. Erscheint da auf dem Haupttelegraphenamte ein elegant gekleideter Herr von einnehmenden Manieren, erzählt, daß er ein intimer Freund des neuen Telegraphendirektors, Majors Estanislaw Pamplona, sei und daß er gegen angemessene Entschädigung Anstellung und Beförderung verschaffen könne. Da die Zahl der Stellenjäger groß ist und da leider die Ernennungen fast durchweg auf Grund von Empfehlungen erfolgen, so fanden sich auch Dumme genug, die dem eleganten Herrn beträchtliche Summen zahlten. Er machte natürlich Allen Hoffnung u. fand immer neue Opfer, die ihm von den ersten zugeführt wurden. Schließlich kauften sich aber zwei der Betrogenen Witz und gingen zur Polizei. Die sucht nun den „Freund“ des Majors Pamplona, der natürlich verschwunden ist.

— Die Unsicherheit in der Stadt nimmt in erschreckender Weise zu, seit der neue Polizeichef am Ruder ist, der seine ganze Zeit dem Gebete und der Verfolgung des Bichspiels, des unausrottbaren, weilt. Tag für Tag erleben wir die unglaublichsten Belege für diese Behauptung. Gestern wurde zur Abwechslung wieder ein frecher Diebstahl im Schalterraum des Banco Commercial do Rio de Janeiro, an der Ecke der Rua 1 de Março und General Camara, verübt. Dort hatte Herr Jeronymo Corte Real, Angestellter der Firma Oliveira, Azevedo, Bastos & Co., 50 Contos einzuzahlen. Er überreichte dem Kassenbeamten das Kontobuch und legte den Betrag, 19 Contos in Papier und einen Scheck über 31 Contos, vor sich auf das Schalterbrett, um das Papiergeld nachzuzählen. In diesem Augenblick näherte sich ihm ein Individuum mit einem Scheck und bat ihn, nachzusehen, ob der Scheck richtig ausgefüllt sei. Der Fremde hielt ihm dabei das Formular so nahe unter die Augen, daß Herr Corte Real mißtrauisch wurde und schnell nach seinem Gelde griff, um es zu sichern. Aber das Schalterbrett war leer! Der Fremde wurde verhaftet und zur Polizei geführt. Dort bestritt er, an dem Diebstahl beteiligt zu sein. Er ist ein Spanier von etwa 31 Jahren, der sich André Ansolo nennt und sich als Kaufmann aus S. Paulo bezeichnet, von wo er vorgestern mit dem Nachtzug angekommen sein will. Da das Geld nicht bei ihm gefunden wurde, so ist klar, daß er einen Helfer hatte. Diesen sucht die Polizei jetzt. Wenn Ansolo nicht selber nachhilft, wird sie ihn jedoch schwerlich finden, denn Verbrecher ausfindig zu machen, ist ihre starke Seite nicht. In Ansolo wurde übrigens der Spitzbube wiedererkannt, der einem Angestellten der Firma Americo Vaz & Co. vor kurzem am Schalter des Banco Nacional Brasileiro ein Päckchen Papiergeld stahl. Schalterdiebstähle scheinen also die Spezialität des gefährlichen Patrons zu sein.

— Unsere Rondonisten haben gestern hohen Besuch gehabt. Wie ihr Leibblatt meldet, sprach in der Direktion des Indianerdienstes im Landwirtschaftsministerium Herr „Dr. Maximus Neumayer aus Wien, Ethnograph, Geograph und Mitarbeiter verschiedener europäischer und amerikanischer Zeitungen“ vor. „Der hervorragende Gelehrte wurde durch den stellvertretenden Generaldirektor, Dr. J. Bezerra Cavalcanti, empfangen. Er erklärte bei dieser Gelegenheit, daß er ein aufrichtiger Freund der Indianer sei und daß er das Unternehmen der brasilianischen Regierung, die Indianer ihres Gebietes zu schützen und zu zivilisieren, für von großer moralischer und wirtschaftlicher Tragweite halte. Dr. Neumayer lud den Direktor und die übrigen Beamten ein, dem Vortrag beizuwohnen, den er heute in der Geographischen Gesellschaft halten wird über die Förderung der Landwirtschaft, die Mittel des landwirtschaftlichen Fortschritts in Brasilien, das Problem der italienischen Auswanderung, die Indianer als Element der Arbeit und der Kolonisation.“ Wir empfehlen den Ober-Rondonisten dringend, diesen Vortrag nicht zu versäumen, denn der Erforscher der Parccis, der Entdecker ihrer Abstammung von den alten Hebräern, hat ihnen viel Lehrreiches zu sagen. Das beste wäre überhaupt, ihn an Stelle des Obersten Rondon zum Direktor des Indianerdienstes zu machen. Er könnte sich als solcher unsterbliche Verdienste um Rio und um die Indianer erwerben, wenn er mit unserem würdigen Polizeichef vereinbarte, daß dieser ihm seine (Herrn Neumayers) Landsmänninnen aus der Rua das Mareccas und der Rua S. Jorge zur Verheiratung mit den Indianern zur Verfügung stellte. Auf diese Weise würde die von ihm entdeckte alte Blutsverwandtschaft wieder aufgefrischt, Rio von einer unerwünschten Einwohnerschaft befreit und den Indianern Gelegenheit gegeben, sich zu „zivilisieren“. Aber Scherz bei Seite: ist es nicht traurig, daß eine Clique, die einen ersten Gelehrten, wie Dr. von Jhering, wegen seiner in streng wissenschaftlicher Art vorgetragenen Meinung über die Indianerfrage verfleumden und begeistern durfte und die sich nun durch den Besuch eines Mannes geehrt fühlt, der den größten Blödsinn über Indianer produziert hat, der uns je vorgekommen ist, — daß diese Clique die Bearbeitung eines so wichtigen und schwierigen Problems noch immer in Händen hat?

Rio, Montag, den 14. Aug.

— Der Bundespräsident hat Freitag das Dekret unterzeichnet, durch das Herr Honorio Alonso Baptista Franco vom Amte des Zollinspektors von Rio entbunden wird. An seiner Stelle ist Herr Didino Agapito Fernandes da Veiga ernannt worden, der bisher Generalanwalt des Fiskus war. Auch der Adjutant des Zollinspektors, Herr Miguel Fernandes de Barros wurde durch einen anderen Beamten, Herrn Antonio Dias Soares do Sago, ersetzt. Ob nun das Schmuggeln aufhören wird?

— Die „Imprensa“ veröffentlicht seit einiger Zeit eine Sektion „E' Preciso . . .“, in der sie in kurzen, durch Fettdruck hervorgehobenen Sätzen, besonders dringende Forderungen des Tages vertritt. Zu den regelmäßig wiederkehrenden Forderungen gehört u. a. die Entlassung des Herrn Oliveira Lima, damit er, fern von der Diplomatie, nach Belieben den Baron von Rio Branco und die Bundesregierung angreifen kann. Auf unsere Anregung sind heute folgende Forderungen aufgenommen worden: „Es ist nötig . . . daß die Postverwaltung den Kaufleuten die Beförderung von Briefen nach S. Paulo mit dem Luxuszuge ermögliche, da kein Grund vorliegt, in einem Lande mit seltenen und schwierigen Postverbindungen die Beförderung zu verzögern; . . . daß, um diesen Dienst zu vereinfachen und zu be-

schleunigen, ein besonderer Briefkasten angebracht wird, der zum Empfang dieser Briefschaften in letzter Stunde bestimmt ist.“ Da manche der unter „E Preciso . . .“ veröffentlichten Forderungen schon erfüllt wurden, so ist es nicht ausgeschlossen, daß mit der Zeit auch diesem ebenso berechtigten wie einfachen Wunsche einmal nachgekommen wird!

— Ein furchtbares Unglück trug sich auf der Vorortbahn zu. Der 24-jährige Neger Cyriaco Alves sprang um 8 Uhr 50 abends in Dr. Frontin auf den Vorortzug S. U. 178, der sich bereits in Bewegung gesetzt hatte. Er verlor das Gleichgewicht und fiel zwischen den Plattformen zweier Wagen auf den Bahndamm, wobei er mit den Füßen in der Kuppelung hängen blieb. Der Unfall wurde von niemand bemerkt, und so wurde der Unglückliche bis zur Station Engenho de Dentro mitgeschleift, wo man endlich die letzten Reste des Körpers in den Kuppelungsstücken hängen sah. Das übrige wurde in Fetzen von dem Bahndamm zwischen den genannten Stationen aufgeslesen. Die Nachricht von diesem furchtbaren Ende erregte unter der Bevölkerung der Vororte Entsetzen. Aber damit sollte die Sache nicht erledigt sein. Es vergeht kaum ein Tag, an dem sich nicht ein Unglücksfall, allerdings nicht immer mit tödlichem Ausgang, ereignet, verursacht durch die leidige Unsitte der Passagiere, auf bereits in Bewegung befindliche Züge aufzuspringen. Sollte es wirklich mit der vielgepriesenen republikanischen Freiheit unvereinbar sein, diesen gefährlichen Gebrauch zu verbieten und die Zuwiderhandelnden unachtsamlich mit Geldstrafen zu belegen? Dann danken wir bestens für diese Freiheit!

— Die öffentliche Unsicherheit im Bundesdistrikt nimmt unter der glorreichen „Herrschaft“ unseres derzeitigen Polizeichefs in schreckenerregender Weise zu. Kein Tag ohne Mord, Diebstahl und Betrug, und diesem um sich greifenden Verbrechertum gegenüber eine absolut unfähige Polizei. Nicht einmal die Polizeikommissare tun ihre Pflicht. Der 14. Distrikt stand unter der Verwaltung des Dr. Galba Machado, der sich so wenig um sein Amt kümmerte, daß selbst der bichofeindliche Dr. Belisario Tavora sich den Klagen nicht mehr verschließen konnte und einmal persönlich auf dem 14. Polizeiamt vorsprach. Dort mußte er feststellen, daß sein vielgeliebter Dr. Galba Machado seit Wochen überhaupt nicht auf dem Amte erschienen war, daß im Polizeigefängnis 32 Individuen ungesetzmäßig gefangen saßen, daß den Gefangenen nicht einmal Nahrung verabreicht wurde, sondern daß derjenige, der sich nicht selbst beköstigen konnte, hungern mußte. Der Kommissar müßte also strafrechtlich zur Verantwortung gezogen werden: Mißbrauch der Amtsgewalt, widerrechtliche Freiheitsberaubung und dergleichen. Und außerdem müßte ein Disziplinarverfahren auf Dienstentlassung gegen ihn eröffnet werden. Der Mann hat auch eingeschaut, daß seines Bleibens nicht länger sein könne und hat, um allen diesen unangenehmen Dingen zuvorzukommen, um seinen Abschied gebeten. Er mag nicht wenig überrascht gewesen sein, als sein lieber Freund Tavora ihm die Entlassung verweigerte, weil seine Dienste für die Polizei unentbehrlich seien! Das hätte man selbst diesem Polizeichef nicht zuzutrauen gewagt! Und der Bundespräsident, der ein so verantwortungsvolles Amt in so ungeeignete Hände gelegt hat, was sagt denn der dazu? Findet er noch immer nicht, daß das Sündenregister des Dr. Tavora bereits übervoll ist und daß es höchste Zeit wird, ihn durch einen brauchbaren Beamten zu ersetzen? Wenn nicht die Rücksicht auf die Sicherheit und die bürgerlichen Rechte der hauptstädtische Bevölkerung, so sollte doch wenigstens die Rücksicht auf das Ausland, in dessen Augen uns Dr. Tavora Tag für Tag blamiert, den Marschall aus seiner Passivität aufrütteln.

Um nicht ungerecht zu sein, wollen wir übrigens nicht unerwähnt lassen, daß der Polizei manchmal auch ein Fang glückt. Wir berichteten von dem Diebstahl der 50 Contos am Schalter des Banco Commercial. Der auf frischer Tat ertappte Gauner hatte das Geld bereits einem Spießgesellen zugesteckt. Dieser nun wurde am Sonnabend früh am Largo da Lapa von einer Anzahl Polizeiagenten dingfest gemacht. Er heißt Manuel Gonçalves und führt in Verbrecherkreisen den Spitznamen Catalão. Das Geld wurde allerdings nicht mehr bei ihm gefunden, das war schon in Sicherheit. Aber wenigstens hat die Polizei den Mann, und man kann ihr angesichts ihrer vielen Mißerfolge gern auch einmal einen Erfolg gönnen.

Der falsche Polizeisoldat, der Geld für das Begräbnis von Polizeikommissars-Söhnen sammelt und ähnliche Scherze verübt, erfreut sich noch der goldenen Freiheit. Vielleicht ist er sogar identisch mit einem Gauner, der die Polizei unter anderer Maske zu seinen Streichen ausnutzt. Erschien da in einem Modewarengeschäft der Rua do Ouvidor ein junger Mann, der sich für den Sohn des Polizeikommissars X. ausgab und bat, seinem Vater eine Reihe Blusen nach der Polizeidirektion zu schicken, damit er für ein Geburtstagsgeschenk eine Auswahl treffen könne. Bereitwilligst wurde eine Anzahl Blusen eingepackt und ein Angestellter der Firma begab sich mit dem Jüngling nach der Polizeidirektion. Im Vestibül nahm dieser ihm das Paket ab und ging die Treppe hinauf. Nach einigen Augenblicken erschien er wieder und ersuchte den Angestellten, noch eine Kollektion Strümpfe aus dem Geschäft zu holen. Als der Verkäufer mit den Strümpfen zurückkehrte, fand er den jungen Mann nicht, und als er den Polizeikommissar persönlich aufsuchte, war dieser nicht wenig erstaunt, denn er hatte natürlich weder Blusen noch Strümpfe bestellt.

Ein anderer Gauner, Francisco Joaquim de Bittencourt Costa, nutzte die Wut des Polizeichefs gegen das Bichospiel aus, um ein einträgliches Geschäft zu machen. Er ging zu den Bichobankiers, um ihnen „im Auftrage der Polizeiagenten des 3. Distrikts“ auseinanderzusetzen, daß es doch eigentlich jammerschade sei, das schöne Spiel so zu verfolgen und daß den Agenten gar nichts daran liege, die Herren Bankhalter zu belästigen. Aber es sei nun einmal sehr schwer, nichts zu sehen, wenn einem die Sache so vor Augen trete. Verständnisinnig drückten die Bichobankiers dem „Unterhändler“ 50, 80, 100 Mil in die Hand, damit sich die Agenten etwas vor die Augen halten könnten, wenn sie an dem Geschäft vorübergingen. Das Geschäft blühte, bis die Wände Ohren bekamen. Der Spitzbube unterhandelte gerade in der Rua Marechal Floriano mit einem Kaufmann und hatte eben einen schönen neuen 50 Mil-Schein eingesteckt, als plötzlich ein Polizeiagent auftauchte, der das Gespräch im Geschäft nebenan zufällig mit angehört hatte, und den „Beauftragten der Polizeiagenten“ verhaftete. Der betrogene Kaufmann hat übrigens seinen neuen 50 Mil-Schein nicht wiedergesehen. Dem Spitzbuben ist er auf der Wache aber abgenommen worden. Wo mag er wohl geblieben sein?

Auch die Heiligen sind von der Begehrlichkeit der Langfinger nicht sicher. Am Sonnabend wurde die heilige Therese bestohlen. Die Heilige besitzt am Morro de Santa Theresa ein Kloster, dem seinerseits wieder eine Reihe von Häusern gehört. Verwalter dieser Häuser ist Herr Domingos Moreira da Cunha, der am Nachmittage, nachdem er Mieten eingezogen hatte, nach dem Kloster zurückkehrte. Dort hängte er schnell sein Jacket im Bureau an den Nagel und begab sich einen Augenblick in ein privates Gemach, ohne in der Eile die Bureautür zu schliessen. Als er zurückkehrte und das einkas-

sierte Geld nachzählen wollte, bemerkte er, daß ihm ein Conto de Reis fehlte. Die Polizei sucht den Dieb, aber trotz der notorischen Frömmigkeit des Polizeichefs ist wenig Aussicht, daß er der Heiligen wieder zu ihrem Gelde verhelfen wird.

Zur Abwechslung werden dann und wann auch die Wächter der öffentlichen Sicherheit selber hereingelegt. In vergangener Nacht patrouillierte der Nachtwächter Albano Teixeira da Cruz durch die Rua da Lapa, als sich ihm ein Individuum näherte und ihn fragte, wie er nach der Rua do Lavradio komme. Höflich und dienstbeflissen, wie unsere Polizeiorgane nun einmal sind, erwiderte der Nachtwächter, das könne er nicht sagen, er habe diese Straße noch nie nennen gehört! Der Unbekannte erzählte ihm dann, er habe am Sonnabend in der Lotterie 15 Contos gewonnen, wisse aber nicht, wo er das Geld empfangen könne, ob der Nachtwächter nicht den Gewinn für ihn einziehen wolle. Nun wurde Albano Teixeira auf einmal höflich und erklärte sich mit Freuden zu diesem Dienst bereit. Der Unbekannte übergab ihm das Los und ging seiner Wege, und der Nachtwächter überlegte bereits, wie er wohl am besten mit dem Gelde verschwinden könne, als der Losbesitzer wieder auftauchte. Er habe vergessen, zu fragen, wo er Albano denn treffen könne, nachdem er den Gewinn abgehoben, und außerdem sei er ohne ein Vintem. Er müsse sich doch bis dahin irgendwo aufhalten und auch eine Tasse Kaffee trinken sowie etwas essen. Das sah der dumme Nachtwächter auch ein, und in der Freude seines Herzens gab er ihm alles Geld, das er bei sich hatte, 50 und etliche Milreis. Sobald die ersten Loshändler ihre Verkaufsstellen öffneten, präsentierte er sein Los, das natürlich eine Niete war. Statt sich in der Stille über seine Dummheit zu ärgern, ging der betrogene Betrüger zur Polizei und meldete den Vorfall.

Aber auch Polizisten, die selber stehlen, kann Rio aufweisen, was ja niemanden wundernehmen kann, wenn er sich erinnert, daß der Polizeichef im Identifikationsbureau die Nachweise über einige Verbrecher vernichten ließ, um diese Gesellen in seinen Troß einreihen zu können. Der Zivilschutzmann Manuel Tavares Correa gehörte zu dieser Rotte. In Gemeinschaft mit einem Kollegen — nicht von der Polizei, sondern von der Diebszunft — begab er sich in die Wohnung des Kaufmanns Antonio Barrozo und bat dessen Geliebte um Geld für das Begräbnis seines Sölmchens. Die Frau hatte kein Geld und händigte den beiden, die ihre Bitte sehr nachdrücklich vorbrachten, in ihrer Angst ihre gesamten Schmucksachen, im Werte von 2 Contos, aus. Als Barrozo nach Hause kam und den Vorfall erfuhr, begab er sich sofort zur Polizei, wo der Spitzbube, der in seiner Uniform in der Wohnung vorgesprochen hatte, bald auslindig gemacht wurde. Er wurde verhaftet und aus dem Polizeikorps entlassen. Die Wertsachen waren aber bereits versetzt und sind bis jetzt noch nicht ermittelt worden.

Diese lange Liste, die nur zwei Tage umfaßt, ließe sich aus dem Polizeibericht desselben Zeitraumes noch verdoppeln und verdreifachen. Denn es ist noch eine ganze Reihe von Betrügereien und Diebstählen zu verzeichnen, dazu auch einige Mordtaten. Aber wir wollen, so amüsant einzelne der vorgetragenen Geschichten für den Unbeteiligten sind, die Geduld unserer Leser nicht ermüden. Wir glauben, daß der Beweis für die Elendigkeit unseres Polizeidienstes ohnehin zur Genüge erbracht ist, und beschränken uns daher darauf, nochmals zu fragen, wann der Bundespräsident auch auf diesem Gebiete Wandel schaffen wird.

— Unser früherer Mitarbeiter, Herr Heinrich Schüler, hat in Brüssel „mit Unterstützung“ (das heißt also auf Kosten) des Landwirtschaftsministe-

riums mit der Herausgabe einer Zeitungskorrespondenz begonnen, die unter dem Namen „Reporter Brasileiro“ die deutsche, englische und französische Presse mit Nachrichten über Brasilien versehen soll. Die deutsche Ausgabe hat bereits zu erscheinen begonnen, die französische soll bald und die englische später folgen. Während der ersten 6 Monate wird die alle 14 Tage erscheinende, in Maschinschrift vervielfältigte Korrespondenz unentgeltlich an die Presse verteilt werden, später soll ein Abonnementspreis erhoben werden, der sich nach der Anzahl der Zeitungen richten wird, die sich zum Abonnement entschließen. Aus dem Inhalt der ersten Nummern seien, um den Lesern ein Bild von dem Unternehmen zu geben, folgende Themata genannt: Die Umwandlung der Fazenda Santa Monica in eine Viehzucht-Station; die Ersetzung des Maultieretriebs bei der Straßenbahn in Fortaleza durch elektrischen; die Gummivalorisation; das geplante Berggesetz; die Schulreform; die Butterfabrikation in den deutschen Kolonien Santa Catharinas; die neuen Schiffsdivisionen; der Hafenbau in Rio Grande; Staats- und Munizipalanleihen; ministerielle Sparsamkeit; die neue Schifffahrtslinie nach New Orleans, das Waldschutzgesetz; der Erwerb von brasilianischen Eisenbergwerken durch nordamerikanische Kapitalisten usw. Es ist entschieden zweckmäßiger und billiger, die Propaganda auf diese Weise zu machen, als durch eine Propagandakommission. Wir haben selbst diesen Weg schon anempfohlen. Aber wenn man die Sache schon anfängt, dann soll man sie auch schon ordentlich machen. Es ist unseres Erachtens ganz ausgeschlossen, daß eine irgendwie beträchtliche Anzahl von Zeitungen auf die Korrespondenz abonnieren wird. Mit dem Abdruck in wenigen Blättern ist aber den brasilianischen Interessen durchaus nicht gedient. Man soll daher die Korrespondenz ständig ohne Bezahlung zur Verteilung bringen. Der zweite große Fehler liegt darin, daß man keine neutrale Form für die Veröffentlichung gefunden hat. Wenn alle Welt weiß, daß die Nachrichten von unserem Landwirtschaftsministerium ausgehen, wird alle Welt auch eine entsprechende Wertschätzung für derartige Mitteilungen bekunden. Dabei war es wirklich nicht schwer, eine unauffällige Form zu finden. Müßen auch darin die Argentinier uns überlegen sein?

— Der italienische Dampfer „Umbria“, der am Sonnabend in unseren Hafen einlief, wird wohl das letzte Schiff sein, das italienische Auswanderer nach Argentinien bringt, — wenigstens vorläufig! Der Dampfer war bereits ausgelaufen, als das Auswanderungsverbot erlassen wurde. Hier ist das Schiff, wie alle italienischen Herkünfte in den letzten Wochen, an der Ilha Grande sorgfältig desinfiziert worden, ehe der Verkehr mit dem Lande freigegeben wurde. In Buenos Aires werden die Auswanderer einige Tage in Quarantäne bleiben müssen.

— Die „Imprensa“ wird in S. Paulo ein eigenes Bureau eröffnen, um ihren Nachrichtendienst aus dem wichtigsten Staate der Republik bedeutend zu erweitern. Es sind also nicht mehr nur die Paulistaner Zeitungen, die nach Rio kommen und dort Spezialredaktionen einrichten, sondern nun beginnen die hiesigen die umgekehrte Wanderung. Das ist durchaus berechtigt, denn die wirtschaftliche Entwicklung ebenso wie die Politik und die Verwaltung S. Paulos verdienen die aufmerksamste Beachtung seitens unserer großen Organe der öffentlichen Meinung. Daß gerade die „Imprensa“ es ist, die den Anfang macht, ist nicht weiter verwunderlich, denn das Blatt ist entschieden am weitesten fortgeschritten von allen hiesigen landessprachlichen Kollegen. Wir bringen dem rührigen Unternehmen zu dieser neuen, wichtigen Verbesserung unsere aufrichtigen Glückwünsche dar.

— Herr Henrique Schayé in der Avenida Central 17 pflegt als besondere Spezialität die Fabrikation von Gummimänteln. Er hat für ein eigenes Verfahren seitens der Bundesregierung Privileg erhalten. Da ihm mitgeteilt wurde, daß die Firma Camargo & Co. in der Rua 7 de Setembro 195 Gummimäntel nach demselben System herstelle, erhob er beim Bundesgericht Klage wegen Privilegverletzung. Der Bundesrichter ließ darauf Haussuchung bei der genannten Firma abhalten und 24 Mäntel beschlagnahmen. In dem Prozeß wird Herr Schayé durch die Rechtsanwälte Desembargador Pinto und Alfredo Pinto vertreten.

## Aus den Bundesstaaten.

Vom 9. August.

**Parana.** Der Inspektor des Besiedelungsdienstes im Staate Parana, Herr Dr. Manuel Ferreira Correa, empfing von seinem vorgesetzten Generaldirektor in Rio die Ermächtigung, die Fazenda Floresta bei Itaty zu erwerben, desgleichen die Uferländereien, die zu letzterer Kolonie gehören. Auf diesen Grundstücken, die sehr fruchtbar sein sollen, können 300 Immigrantenfamilien untergebracht werden. Dr. Manuel Ferreira erhielt auch den Auftrag, zwischen Therezina und Prudentopolis eine neue große Fahrstraße herzustellen. An deren Seiten werden gleichfalls Kolonisten angesiedelt. Diese Straße wird zugleich eine gute Verbindung zwischen den Kolonien Itaty und Senador Correa im Munizip Prudentopolis herstellen. Am rechten Ufer des Rio Iguassu, unterhalb von Porto União da Victoria ist eine Kolonie mit 73.000 Hektaren gegründet worden, auf der ebenfalls ca. 2500 Kolonisten Platz haben. Nach der Statistik des Staates Parana sind vom 1. Januar 1908 bis 31. Juli 1911 3200 Familien mit 18.380 Köpfen eingewandert. Hiervon waren 9664 österreichische Polen, 5240 russische Polen, 1856 Deutsche, 521 Holländer. Der Rest verteilte sich auf mehrere Nationen. Wie man sieht, ist die Einwanderung in 3 Jahren und 7 Monaten herzlich gering. Der Einwandererdienst könnte in Parana und auch anderswo viel besser organisiert sein. Die Auswanderer in Deutschland und Oesterreich trauen einfach den Angaben der südamerikanischen Regierungen nicht und wenden sich in die Vereinigten Staaten, von wo sie zuverlässige Angaben seitens ihrer Landsleute, Verwandte und Freunde bekommen. Saisonarbeiter, und Leute, welche sich hier einiges sparen um nach Jahren wieder heimzuwandern, bekommen unsere Regierungen genug. Aber der „Zustrom“ von wertvollen Elementen, die mit Familien kommen, sich dauernd niederlassen, das Land durch fleißige Arbeit in die Höhe bringen und zahlreiche tüchtige Nachkommenschaft hinterlassen, dieser Zustrom ist infolge der manchmal recht ungeeigneten Durchführung der guten Einwanderungsgesetze im großen und ganzen doch recht kläglich. Die Verdienste der Hansa, Dr. Blumenau, Dr. Hermann Meyers und die eines allgemein bekannten Deutschen in S. Paulo um die dauernde Erschließung des Landes sind ungleich höher, als die bezahlten Leistungen von Einwanderagenten, welche Massen von Italienern und Spaniern auf Staatskosten ins Land schaffen und auf Staatskosten wieder zum Land hinaus.

**Santa Catharina.** In Blumenau verstarben 2 mit der Entwicklung des Munizipiums innig verwachsene Persönlichkeiten: Herr Heinrich Clasen, im Alter von 82 Jahren, einer der ersten Kulturbringer in der blühenden Kolonie, und Herr F. Dörner, ein alter deutscher Kriegsveteran aus den Jah-

ren 1870/71, dem es beschieden war, schon kurz nach seiner Niederlassung im Munizipium Nova Trento einflußreiche offizielle Ehrenämter zu bekleiden.

**Rio Grande do Sul.** Die Witwe Arminda Alves ging vor einigen Tagen mit einem 18-jährigen Bauern Geschäfte halber von Bouqueirão nach S. Borja. Unterwegs bei einer Ortschaft im Munizip Itapuy griff der junge Mensch die Dame mit einem Facão an und verlangte ihr Geld, das sie bei sich trug. Die angegriffene Frau setzte sich aber mit ihrem kräftigen Sonnenschirm tapfer zur Wehr. Es gelang ihr endlich, ihn mit dem Schirm einen solchen Schlag auf den Kopf zu versetzen, daß er tot zusammenbrach.

— Nachrichten aus Rio Pardo zufolge dürfte die Ausbeutung der in Capivary aufgefundenen Kohlenlager bereits im kommenden Januar aufgenommen werden; bis dahin wird die betreffende Gesellschaft organisiert sein. In England vorgenommene Untersuchungen bezeichnen das Material als erstklassig; die jährliche Ausbeute auf den bereits angeworbenen Ländereien des Herrn Carlos Torres wird auf 200.000 Tonnen geschätzt.

— In Pelotas hat die Munizipalverwaltung eine Konkurrenz zur Anlage eines Elektrizitätswerkes für Licht- und Kraftanlage ausgeschrieben.

Vom 10. August.

**Minas.** In Lavras und S. José do Paraiso werden nach einer Verfügung des Ackerbauministers, Versuchsfelder eingerichtet. Die notwendigen Ländereien müssen von den Munizipien zur Verfügung gestellt werden.

— Der Marschall Hermes wird am 15. August nach Juiz de Fora kommen.

— Ein französisches Syndikat kauft seit längerer Zeit sämtliche Aktien des Banco de Credito Real de Minas Geraes in Juiz de Fora auf.

— Hinter den Käufern der Aktien des Banco de Credito Real de Minas steht das gleiche französische Konsortium, welches auch die Minen von Minas erwerben und Hüttenwerke einrichten will. Das Konsortium verlangt geradezu skandalöse Vergünstigungen und will jetzt mit den Außenständen der Bodenkreditbank einen Druck auf die Grundbesitzer und Minenbesitzer in Minas ausüben.

— Die ungeheuerlichen Privilegien, welche den Herren Carlos Wigg und Trajano de Medeiros zugeschanzt werden sollen, finden nun auch im „Estado“ von Bello Horizonte einen scharfen Kritiker und Gegner.

**Parana.** Auf der S. PauloRio Grandebahn wird im September der Schnellzugsverkehr eingeführt. Diese Züge werden nach beiden Richtungen führen und folgende Städte berühren: Curityba, Paranagua, Antonina, Rio Negro, Ponta Grossa, S. Paulo und Porto Alegre. Die Züge werden mit Schlafwagen und Speisewagen versehen sein. Gestern wurde die neue Linie zwischen Rio Negro und S. Francisco dem Verkehr übergeben.

— Die Companhia Cinematographica Brasileira erwarb in Curityba um 50 Contos das Anwesen, in welchem der Frontão Curitybano untergebracht ist. Das Haus wird zu einem neuen Theater umgebaut.

**Rio Grande do Sul.** Die Staatsregierung vergab an den Ingenieur Rudolf Ahrens den Bau einer Kaianlage an der Praça Senador Florencio um 312 Contos. Nach 20 Monaten soll die fertige Anlage an den Staat übergeben werden.

Vom 16. August.

**Minas.** Die französischen Kapitalisten haben bereits 15.200 Aktien des Banco de Credito Real de Minas Geraes aufgekauft. In Juiz de Fora rechnet man bereits mit der vollen Herrschaft der Franzosen in der großen Bank.

— In Uberaba erschöß der dort ansässige Geschäftsmann Arthur Sabino seine eigene Frau mit einem Revolver. Die Beweggründe, die ihn dazu veranlaßten, sind noch unbekannt.

— Die Munizipalkammer von Araxa hat bei der

Staatsregierung von Minas eine große Anleihe aufgenommen.

— Die Anleihewirtschaft in den Municipien von Minas sowie die Finanzverhältnisse des Staates Minas werden von dem Zivilistenblatt „Pharos“ in einer Artikelserie sehr eingehend kritisiert und abfällig beurteilt. Die Artikel erweckten großes Aufsehen.

— Die Arbeiten an dem Bau der neuen Wasserleitung von Juiz de Fora schreiten rüstig vorwärts. Die Gräben für die Einbettung der Rohre sind schon bis in die Vorstädte hinaus fertig und gehen schon bis zur Brauerei Weiß in Mariano Procopio. Die Eröffnung der Anlage wird in den ersten Tagen des nächsten Monats stattfinden.

— Die Light and Power bemüht sich, die Versorgung der Stadt Bello Horizonte mit elektrischem Licht und Kraft, sowie die städtischen Straßenbahnen in die Hand zu bekommen.

— Das Auftreten der Blattern in Sete Lagoas bestätigt sich. Die Regierung ordnet energische Maßregeln zur Bekämpfung der Epidemie an.

— Der Kaufmann Silverio de Oliveira Cunha in Bello Horizonte, der schon seit einiger Zeit seine Frau roh behandelt hatte, so daß sie daran war, zu ihren Eltern nach Itabura zurückzukehren, hat sie vorgestern erschossen. Er wollte hierauf Selbstmord begehen, wurde aber von den Polizisten daran gehindert, die ihn dann ins Gefängnis abführten.

— Der Handel von Juiz de Fora betreibt die Errichtung einer Telephongesellschaft, welche die Städte Juiz de Fora, Rio Novo und S. João do Nepomuceno mit einander verbinden soll.

Bahia. Nun soll auch der Kakao valorisiert werden. Zurzeit verhandelt Herr Jayme de Seguiet mit der Regierung von Bahia über das Projekt. Ob die Valorisation gemeinsam von den Staaten Brasiliens oder international vorgenommen werden soll, ist aus den Meldungen nicht zu ersehen. Die günstigen Erfolge, die vorläufig mit der Kaffeevalorisation von S. Paulo erzielt worden sind, wirken geradezu ansteckend. Dabei übersieht man, daß für Zucker, Gummi, Kakao usw. die Verhältnisse ganz anders gelegen sind als beim Kaffee. Alle schablonenmäßigen Nachahmungen müssen zum Fiasko führen. Der Weltkonsum ist auf die Kaffee-Produktion des Staates S. Paulo angewiesen, folglich konnte S. Paulo die Preise diktieren. Die Produktion kann nur durch jahrelange Kultur herbeigeführt werden. Wer den Kaffee von S. Paulo bekämpfen will, muß also auf mindestens 10 Jahre hinaus gewaltige Kapitalien festlegen. Der Gummi war in ähnlicher Lage. Aber die systematischen Anpflanzungen auf Ceylon, und in Hinterindien werden schon in fünf Jahren Gummimassen liefern, welche den Weltbedarf übersteigen. Die Gummivalorisation für Para und Amazonas muß daher zum Bankerott führen. Helfen kann nur eine Verbesserung der Handelsorganisation, Erleichterung und Verbilligung des Verkehrs, Bau von Straßen oder Eisenbahnen oder wenigstens der Ausbau der Flußschiffahrt, der Wegfall des Anfuhrzolles und aller Abgaben, welche den Gummihandel in Maanos und Para der Konkurrenz von Ceylon und Hinterindien gegenüber schwächen würden. Die Zuckervalorisation müßte zu einer Einschränkung des freien Ausbaues oder des freien Handels führen, d. h. zuletzt auf ein Staatsmonopol hinsteuern. Die Zuckerproduktion kann sich dem Bedürfnis des Marktes viel besser anschmiegen, als die des Kaffees, des Gummis und des Kakaos. Rübenzucker wird in einigen Monaten schon neu auf den Markt geworfen, Rohrzucker je nach der geographischen Lage der produzierenden Staaten schon in 1—2 Jahren. Nur durch Anbauverbot und Monopol in irgendeiner Form könnte Produktion und Preis reguliert werden. Das Ausland braucht aber unsern Zucker nicht. Folglich

würde nur die einheimische Bevölkerung neu belastet. Viele unserer Zuckerfabriken sind schlecht eingerichtet. Einige sind bekannt, daß sie z. B. 40 Jahre alte Maschinen billig angekauft haben und nun damit gegen die denkenden und wirtschaftlich vorwärtsschreitenden Zuckerindustriellen konkurrieren wollen. Zur Förderung der geistigen Trägheit und der industriellen Rückständigkeit sind schließlich die Steuergroschen nicht da. Geradezu lächerlich ist eine brasilianische Kakaovalorisation. Echte Schablone! Die wichtigsten Kakaoländer sind Ecuador, Trinidad, Venezuela, Mexiko, Mittelamerika. Dann erst kommt Brasilien mit mittelmäßiger Ware: Bahia, Rio Negro, Para, Ceylon, die Philippinen und namentlich Deutsch-Kamerun sind stark wachsende Produzenten. Bei einer Kakaovalorisation würde einfach kein Mensch mehr Kakao aus Brasilien kaufen, weil man ihn ganz einfach nicht braucht. Wir blieben also mit unsern Vorräten liegen. Die ganze Valorisation läuft höchstens auf einen Prohibitivzoll hinaus. Es ist merkwürdig, wie die glänzend durchgeführte Kaffeevalorisation die Leute im Norden verwirrt.

Parana. In Villa Ipiranga ist es zu Ruhestörungen gekommen. Der Delegado ist schwer verwundet worden. Die Polizei von Ponta Grossa und Curitiba greift nun ein.

— In S. José dos Pinheiros erlitt der Industrielle Luiz Pacival einen Unglücksfall in seiner eigenen Fabrik, der seinen sofortigen Tod herbeiführte. Die Trauer um ihn ist allgemein, da er sich sehr großer Beliebtheit in dem Orte erfreute.

Santa Catharina. Der Staatskongreß billigte in seiner gestrigen Sitzung den Bauvertrag für die neue elektrische Eisenbahnlinie von Florianopolis nach Lages.

Bahia. Der Vertrag über die Erbauung der großen Westbahn ist aufgehoben worden. Der Staat Bahia erhält eine Entschädigung von 1,300 Contos.

Rio Grande do Sul. In Rio Grande wurde mit einem Kapital von 600 Contos eine Gesellschaft gegründet, welche Lebensmittelkonserven herstellen wird.

— An der Grenze mit Uruguay, zwischen Rivera und Cerro Largo, wurde die Grenzwaache verstärkt, weil die Gerüchte über eine bevorstehende Revolution in Uruguay, die von Brasilien aus genährt werden soll, sehr bestimmt auftreten.

— Das Munizip Rio Grande hat auf eigene Faust eine Volkszählung veranstaltet. Es zählt jetzt 44,793 Einwohner.

## Telegramme der Woche

### Deutschland.

— In Hamburg sind zwei Bankbeamte verhaftet worden, welche bei der Reichsbank 250.000 Mark unterschlagen haben.

— Die „Kölnische Zeitung“ greift Frankreich wegen seiner hinterhältigen Politik in Südmarokko scharf an. Der Sultan von Marokko, d. h. der französische General in seinen Diensten d. h. die französische Regierung schickte den Kaïd M. Jugui ins Hinterland von Agadir einzig zu dem Zweck mit den deutschfreundlichen Stämmen Verwicklungen herbeizuführen und so den Einmarsch der französisch-marokkanischen Truppen zu rechtfertigen. Diese Haltung sei um so mehr zu verwerfen, da Frankreich gleichzeitig Verhandlungen über die friedliche Beilegung des Streites mit Deutschland führt.

— Die deutschen Telephonanlagen werden ihre Leistungsfähigkeit in ganz ungeahntem Maße vergrößern. Es ist die glänzende Erfindung gelungen und praktisch erprobt worden, gleichzeitig verschiedene Telephongespräche durch ein und

denselben Draht zu übermitteln. Die Postverwaltung hat mit der Einführung des neuen Systems bereits begonnen.

— Die Danziger Schiffswerften haben ein völlig neues Unterseeboot konstruiert, das bei seiner Probefahrt glänzende Erfolge erzielte und den bisherigen Typen weit überlegen ist.

— Der Prinzregent Luitpold von Bayern leidet an Herzschwäche und Schlaflosigkeit. Die Krankheit ist verursacht durch die andauernde enorme Hitze.

— In der Nähe von Straßburg i. E. zerstörte eine heftige Feuersbrunst ungefähr vierzig Häuser. Fünfzig Familien wurden obdachlos.

— Die deutsche Regierung erklärt offiziell, daß in der Marokkofrage der Kaiser, der Reichskanzler und der Staatssekretär des Aeußeren völlig einig gehen.

— Prinz Heinrich hatte einen Automobilunfall bei Kloppenburg (Oldenburg). Der Prinz blieb unverletzt, der Chauffeur wurde schwer verletzt vom Platz getragen, nachdem er vom Prinzen einen Notverband erhalten hatte. Prinzessin Irene wurde nach Kloppenburg berufen, weil der Prinz nicht ehe von der Stelle geht, ehe er nicht über den Zustand des Chauffeurs volle Klarheit hat.

— In Adaua, Kleinasien, sollen die türkischen Behörden den dortigen deutschen Konsul insultiert haben.

— In Bremen wurde vor einiger Zeit ein englischer Advokat unter dem Verdacht der Spionage verhaftet. Die Voruntersuchung ist abgeschlossen. Die Akten sind bereits an das Reichsgericht in Leipzig gegangen, welches über die Eröffnung des Hauptverfahrens Beschluß fassen wird.

— Die spanische Marconigesellschaft hat auf einer Insel bei Teneriffa eine Station für drahtlose Telegraphie errichtet. Die ursprünglichen Meldungen, daß es sich hier bei um ein deutsches Unternehmen handle, sind unbegründet.

— Der neue Zeppelinballon „Schwaben“ stieg gestern in Baden-Baden auf, kreuzte rheinabwärts über Frankfurt am Main und Wiesbaden und kehrte dann nach siebenstündiger Fahrt wohlbehalten nach Baden-Baden zurück.

— In Berlin starb der bekannte Schriftsteller Heinrich von Poschinger, Schwiegersohn des Fürsten Bismark.

— Die in Berlin erscheinende Zeitung „Die Post“ beschäftigt sich mit den Ausständen der Hafentarbeiter in England und der dadurch unterbrochenen Lebensmitteleinführung, die für dieses Land von viel ernsteren Folgen sei als für jedes andere des europäischen Kontinents. Gleichzeitig haben die Verhältnisse den Rückgang der Disziplin in der englischen Armee deutlich gezeigt, denn die Regierung war nicht im Stande den Ausladedienst auf den Schiffen durch Soldaten vornehmen zu lassen, da dieselben gemeinsame Sache mit den Ausständigen machen. Die „Post“ schließt ihren Bericht mit der Hoffnung, daß die deutschen See- und Militär-Behörden diese Tatsache beherzigen werden, und bei Zeiten Vorkehrungen treffen, die ähnliche Zustände in Deutschland verhindern. Die Magdeburger Zeitung, die sich mit der gleichen Angelegenheit beschäftigt, bemerkt, daß die Isolierung Englands, von deren Folgen man jetzt schon durch die Streiks einen kleinen Vorgeschmack bekommen hat, bei Ausbruch eines eventuellen Krieges von größter Wirkung auf die Entscheidung eines solchen werden dürfte, wenn die Zufuhr von Lebensmitteln nach der grünen Insel einmal für längere Zeit gänzlich abgeschnitten sein wird.

— Die technische Hochschule in Breslau wird demnächst eine Station für drahtlose Telegraphie erhalten, die hauptsächlich den Zwecken der Luftschiffahrt dienen soll.

— Die große Hitze, die augenblicklich in ganz Deutschland herrscht, hat die Kindersterblichkeit in den großen Städten sehr erhöht. In Leipzig starben während der letzten Woche 305 Kinder.

— Die große Hitze hat in Bayern eine große Anzahl Feuersbrünste verursacht.

— Das Kanonenboot „Panther“ ist in Wilhelmshafen eingetroffen. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich am Pier eingefunden, um die Mannschaft zu bewillkommen.

— Der neue Ueber-Dreadnought „Helgoland“ und der neue Riesenkreuzer „Moltke“ werden im Auftrag des Admiralstabes mit größter Schnelligkeit fertiggestellt, so daß sie bereits in 5 Wochen an den großen Flottenmanövern teilnehmen können.

— Bei Bochum ist ein Fahrstuhl mit 45 Bergleuten 100 Meter tief abgestürzt. Fast alle Bergleute sind umgekommen. Die meisten wiesen schwere Verletzungen auf. Den gleichen Fahrstuhl hatten vorher ca. 2000 Arbeiter benützt.

— Verschiedene deutsche Fischdampfer sind in der letzten Zeit mit Telefunkenstationen ausgerüstet worden, sodaß sie sich gegenseitig auf hoher See Sturmwarnungen zugehen lassen können und mit den meteorologischen Stationen an Land in steter Verbindung bleiben. Die neue Einrichtung hat sich bereits glänzend bewährt.

— Pariser Nachrichten bringen von Zeit zu Zeit die Nachricht, daß die Unterhandlungen über Marokko abgebrochen seien. Neuerdings wird eine solche Meldung vom „Temps“ verbreitet. Andere Nachrichten wieder behaupten, der Staatssekretär Kiderlen-Wächter gehe zur Kur nach Marienbad, was ebenfalls auf einen Stillstand in den Verhandlungen schließen lassen würde. An all diesen Nachrichten ist jedoch kein wahres Wort. Daß nicht alle Tage zwischen Cambon und Kiderlen-Wächter verhandelt werden kann ist selbstverständlich, weil ja der französische Botschafter dann und wann Instruktionen einholen muß.

— Die deutsche Regierung hat der Weserwerft einen neuen Panzer in Auftrag gegeben.

— Im Badischen, die Telegramme nennen als Ort des Ereignisses den verstümmelten Namen Berhan, ist ein grosser Waldbrand ausgebrochen. 1000 Mann sollen bei der Löschung bzw. Abgrenzung des Feuers beteiligt sein.

— In Metz übersteigt die französische Spionage in den letzten Monaten die Grenze des Vernünftigen. Die Spionekundschaften nicht nur die Festungsanlagen aus, sondern auch allgemein bekannte Truppenverschiebungen, Pläne, Straßenanlagen, Kasernen usw. Die Spionage wird so offen betrieben, daß sogar die Presse, voran die „Frankfurter Zeitung“ sich veranlaßt sieht, auf strengere Gegenmaßnahmen zu drängen. In den letzten Tagen wurden zwei gefährliche Spione entdeckt. Es waren deutsche Festungsbeamte. Sie verrieten noch einen Dritten, der das ganze Spionagesystem eingestand. Ein weiterer Spion, der nach seiner Verhaftung und Einvernahme wieder auf freien Fuß gesetzt worden war, ging sofort über die französische Grenze.

— Ein heftiges Feuer wütete in der Stadt Buxtehude, Provinz Hannover. Das Feuer, welches 5 Stunden dauerte, zerstörte 25 Häuser, darunter das Rathaus.

— Die in den ersten vier Monaten dieses Jahres im Reiche erhobenen Steuern und Zölle belaufen sich auf 466 Millionen Mark. Die Zölle weisen eine Mehreinnahme von 56 Millionen im Vergleich zu den Einnahmen der gleichen Periode des Vorjahres auf.

— Die Mitteilung der Pariser Zeitung „Le Matin“, daß die Angestellten der Firma Mannesmann, welche in der Provinz Sus in Marokko eine Zweigniederlassung betreibt, Ruhestörungen veranlaßt hätten, wird von offizieller Seite energisch in Abrede gestellt. Es wird, gegenteiligen Pariser Zeitungsmittteilungen tendenzloser Färbung gegenüber auf das bestimmteste versichert, daß die Verhandlungen zwischen dem Staatssekretär von Kiderlen-Wächter und dem französischen Gesandten Jules Cambon ihren ungestörten Fortgang nehmen. Man hofft dieselben bis Ende der Woche zum Abschluß zu bringen. Beide Diplomaten sind über die bisherigen Resultate sehr befriedigt und haben bereits alle strittigen Punkte der Marokko-Frage durchgesprochen.

— Infolge des Regenmangels und des dieserhalb eingetretenen niedrigen Wasserstandes ist die Fluß-Schiffahrt zwischen Hamburg und Berlin eingestellt worden.

— Die durch Wiener Zeitungen in Umlauf gesetzten Gerüchte, daß der Staatssekretär von Kiderlen-Wächter sich zum Kurgebrauch nach Marienbad begeben werde, werden von maßgebender Stelle aus als unrichtig bezeichnet.

— Aus Düsseldorf kommt die Nachricht, daß die Arbeiter der Solinger Stahlfabriken mit Niederlegung der Arbeit drohen, falls ihnen keine Lohnaufbesserung bewilligt wird.

— Der „Vossischen Zeitung“ wird aus München telegraphiert, daß bei Starenberg zwei Züge mit Vergnügungsreisenden zusammenstießen. 25 Reisende wurden verletzt.

## Oesterreich-Ungarn.

Der Kriegsminister Schönauich soll sich mit Rücktrittsgedanken tragen, weil er beständig Differenzen mit dem Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand und verschiedenen Korpskommandanten auszutragen hat, welche ihm die zweckentsprechende Führung seines Amtes unmöglich machen.

## Italien.

— Die fünfzig deutschen Studenten, welche einen gemeinschaftlichen Italienausflug machen, sind in Neapel von ihren italienischen Kommilitonen daselbst festlich empfangen worden, sie machten zusammen einen Ausflug nach Pompeji, wo die Ausgrabungen mit ihren künstlerischen und historischen Ergebnissen besichtigt wurden.

— Ueber den Gesundheitszustand des Papstes schwirren die verschiedensten Gerüchte umher. Er soll infolge der großen Hitze an Herzschwäche und Schlaflosigkeit leiden.

— In Spezia wurde gestern um 9 Uhr 55 Min. morgens der Dreadnought „Cavour“ vom Stapel gelassen. Der Feier wohnten der König Victor Emanuel, der Herzog von Genua, der Marineminister Vice-Admiral Leonardo Cattolica, der Kriegsminister General Paul Spingardi, die Zivil- und Militärbehörden und eine ungeheure Volksmenge bei.

— Von Genua ist vorgestern der Dampfer „Principe Umberto“ mit zahlreichen Passagieren I. Klasse, jedoch ohne Emigranten nach Buenos Aires in See gegangen. Das gleiche wird der Fall sein bei der „Ravenna“ der Compagnia di Navigazione Italia, die in den nächsten Tagen von Genua abfährt.

— An eine Aufhebung des Dekrets Prinetti ist nach offiziellen Meldungen nicht zu denken, auch nicht für den Fall, daß Brasilien Verhandlungen mit Italien einleiten wird. Prinetti stellt Brasilien den Ländern gleich, welche die subventionierte Auswanderung untersagen. (Nordamerika!)

— Der Gesundheitszustand des Papstes ist gar nicht befriedigend. Das Fieber, unter dem er leidet, hält an. Der Staatssekretär Kardinal Merry del Val, verschob seine Abreise mit Rücksicht auf die Krankheit des Papstes.

— Die sardinischen Arbeiter sind auf dem Festland von Italien glühend gehaßt. In Itri kam es vor zwei Wochen zu blutigen Kämpfen. Nunmehr verhafteten die Gendarmen den Bürgermeister Gennaro Atrezzo und 3 Stadträte von Caserta, welche die Unruhen angezettelt hatten.

— In Hofkreisen wird der Entschluß des Königs von Italien viel besprochen, die Juwelen seiner verstorbenen Tante, der Königin Maria Pia von Portugal, auszulösen und soweit sie der Dynastie der Braganzas gehören, dieser auszuhandigen. Die Juwelen für den Privatgebrauch der verstorbenen Königin sollen im Hausschatz der Dynastie Savoyen im Kgl. Schloß in Rom verwahrt werden. Die Verhandlungen zwischen dem Kgl. Hof und der provisorischen Regierung in Portugal sind bereits im Gang.

— In Lusalla erregt ein Unglücksfall allgemeine Teilnahme. Ein gewisser Aurelio Bindi badete sich im Scrivabache, der außerordentlich reißend ist. Er verlor den Halt und drohte zu ertrinken. Ein gewisser Mauro Navone sah das, sprang sofort ins Wasser um den Ertrinkenden zu retten. Bindi unklammerte aber in der Todesangst den Hals seines Opfers, so daß beide ertranken.

— In Neapel verstarb gestern der Kapitalist Giuseppe de Cillis, ein bekannter Philanthrop. Noch auf dem Sterbebett vermachte er dem Sanatorium für Tuberkulose 100.000 Lire.

— Die in Rom erscheinende offizielle Tribuna veröffentlicht eine Unterredung eines ihrer Redakteure mit Herrn Vittorio Niccoli, welcher im vorigen Jahre eine Reise nach Brasilien unternommen und sich besonders lange im Staate S. Paulo aufgehalten hatte, wo er einige Fazenden und selbstständige italienische Kolonien besuchte, um aus eigener Anschauung die Verhältnisse der dort ansässigen Italiener kennen zu lernen und sich zu überzeugen ob es geraten wäre eine große Kolonistengesellschaft zu gründen. Herr Vittorio Niccoli betonte dem Interviewer gegenüber, daß man sich im Allgemeinen gar keinen Begriff im Auslande von dem Zustande des sozialen Fortschrittes mache, in welchem sich

die südamerikanischen Länder befinden und daß unter diesen Brasilien durch eine Bedeutung sich besonders bemerkbar mache. Viele in Italien hätten noch keine blasse Ahnung von diesem Land. Er zeigte sich sehr von der Gründung selbständiger Kolonien, wie solche bereits in letzterer Zeit im Staate S. Paulo gemacht wurden, eingenommen. Die allgemeine Lage der Italiener im Staate S. Paulo sei eine gute und die Verhältnisse derselben auf den Fazenden hätten sich durch das Heraufgehen des Kaffeepreises, dieser Hauptquelle des Paulistaner Reichtums, ebenfalls verbessert. Herr Niccoli schloß seine Betrachtung mit der Hoffnung auf die Ausführung des Kolonisationsprojektes für Süd-Brasilien durch die Finanzgruppe, welche er selbst vertritt.

— Im Golf von Neapel scheiterte am Samstag gelegentlich eines Manövers der Panzerkreuzer „San Giorgio“. Das Kriegsschiff stieß beim Kap Poipillo gegen einen Felsen, erlitt in der Gegend des Maschinenraumes schwere Havarien und senkte sich infolge der eindringenden Wassermassen auf die rechte Seite. Dem Kapitän Gaspere Albenga war es unbekannt, daß sich eine Boje von ihrem früheren Standplatz entfernt hatte. Torpedoboote und Schlepper bemühen sich um die Rettung des Schiffes.

— In der Nähe von San Donato in Oberitalien stießen zwei Personenzüge zusammen. Drei Personen wurden getötet, etwa 30 verwundet.

— Der Panzerkreuzer „San Giorgio“, der bei Neapel auf Grund geriet, ist noch immer nicht wieder flott. Man hat bis jetzt bereits 700 Tons ausgeladen, um ihn leichter zu machen, aber vergebens. Das Schiff hat sich auf die rechte Seite geneigt und hat aus dieser Position bis jetzt noch nicht herausgebracht werden können. Ein Heizer ist verschwunden und man glaubt, daß er im Maschinenraum beim Eindringen des Wassers ertrunken ist. Der Marineminister Leonardi-Cattolico ist in Neapel angekommen, begab sich sogleich an Bord und leitete eine Untersuchung ein. Die römische „Tribuna“ bemerkt, daß der „San Giorgio“, auch wenn es gelänge ihn wieder flott zu bekommen, nur noch als Kriegsschiff zweiter Klasse betrachtet werden könnte. Die Zeitungen beurteilen die Haltung des Kommandanten Gaspere Albenga in schärfster Weise. Verschiedene Offiziere und Ingenieure, die von den Zeitungen um ihre Meinung befragt wurden, bedauern das Faktum und halten die Schwierigkeiten, die überwunden werden müssen, um das Schiff wieder flott zu bekommen, für sehr groß.

— In der Umgebung von Pison wütete am Montag ein heftiger Sturm, der namentlich bei Cascina böse hauste. Dort schlug auch der Blitz in eine Gruppe von Personen. 2 von ihnen wurden getötet, 6 schwer verwundet.

— Aus Sassari wird berichtet, daß sich über Sardinien ein ungeheures Gewitter entlud. Die Weinberge und Obstgärten von Gallura (Tempel des Pausanias) wurden zerstört. Die Ortschaften Tula und Calangrianno wurden überschwemmt.

## Frankreich.

— Ein französischer Marineleutnant namens Carboneur und sein Kommandant Renault, haben durch ihre Geistesgegenwart bei Cherbourg ein Unterseeboot samt der Mannschaft gerettet. In voller Fahrt begann das Schiff plötzlich Wasser aufzunehmen und zu tauchen. Renault befahl 10 Matrosen an Deck des Schiffes, sich ans Land zu retten. Der Leutnant mußte rasch in den Maschinenraum hinabsteigen, Renault selbst blieb allein an Deck und leitete die Rettungsmanöver. Die Verschlussklappe zum Innenraum wurde auf seinen Befehl zugezogen. Dem Leutnant gelang es, die entsetzten Maschinisten im Innenraum zu beruhigen und die Maschinen wieder in Ordnung zu bringen. Das Schiff hob sich gerade noch zur rechten Zeit, um Renault vor dem Tode des Ertrinkens zu retten.

— In Marseille sind wiederum Erkrankungen an Cholera asiatica gemeldet worden. Die Behörden strengen sich aufs äußerste an, die Seuche zu unterdrücken.

— Der große Streik in London hat durch den Stillstand des Handels in Gemüsen und Früchten französischen Exporteuren einen Schaden verursacht, der in die Millionen geht. Auch andere Sparten, z. B. der Weinhandel erlitten



**Spezialfabrik**  
für Kellereimaschinen  
**Ing. H. Heinrich**

WIEN, XIX. ~~1840~~ Gegr. 1840

liefert in vorzüglicher Ausführung Pumpen für Weinkellereien und Brauereien, ferner Flaschenreinigungs-, Wasch-, Füll- und Korkmaschinen. — Pasteurisirapparate. — Stehende Röhrenkessel. — Weinpressen.  
Kataloge und Offerte auf Verlangen.

Kommissionslager u. Vertreter: **Carlos Zukermann, Porto Alegre**

ganz beträchtliche Ausfälle. Die Handelsstockung zog bereits weite Kreise. Die großen Häuser hatten bereits ihren Einkäufern in der Provinz die Einschränkung oder Einstellung von Ankäufen signalisiert.

— Die Reise des spanischen Konsuls von Mogador nach Agadir erweckt in politischen Kreisen großes Unbehagen. Zwei Spanier haben bei Agadir große Ländereien erworben, wobei sie die Unterstützung des Konsuls fanden. Vom Kapitän des deutschen Kreuzers Berlin wurde der spanische Konsul mit besonderer Wärme und Liebeshwürdigkeit empfangen. Ihm zu Ehren fand an Bord großer Empfang statt. Andererseits erfahren die Deutschen in und bei Mogador jede denkbare Förderung durch die Spanier. Die Gebrüder Mannesmann erweitern unaufhörlich die dortigen Interessen. Radiogramme aus Mogador die in Tanger eingetroffen sind, wissen von einer großen Bewegung in Mogador zu erzählen. Ob dort eine politische, etwa fremdenfeindliche Bewegung eingesetzt hat oder eine lebhaftige Tätigkeit in der wirtschaftlichen Erschließung des Landes, sagen die Telegramme nicht.

— Im großen Wald von Sénart wütet ein großes Feuer. Eine Reihe von Wohnhäusern ist bereits mit abgebrannt.

#### England.

— Die Eisenbahnangestellten von Liverpool streiken. Auch die Kutscher haben sich angeschlossen. Leicht verderbliche Waren, insbes. Früchte, verfaulen in enormen Quantitäten in den Lagerhäusern.

— Die „Times“ wissen aus Marokko zu melden, daß der Sultan Mulay Hafid schwer erkrankt sei.

— Der Streik der Hafenarbeiter treibt die Preise der Lebensmittel, welche von außen eingeführt werden müssen, bedeutend in die Höhe. In wenigen Tagen wird in London Hungersnot herrschen.

— Das weltbekannte Carlton Hotel wurde durch einen Brand stark beschädigt. Unter den zahlreichen Gästen entstand eine Panik.

— Bei Gibraltar stieß der französische Dampfer „Emir“ mit dem Engländer „Silverton“ im dichten Nebel zusammen. Der „Emir“ sank sofort. Von 36 Mann Besatzung wurden nur 12, von 84 Passagieren nur 14 gerettet. Der Kapitän des „Emir“ wurde mit gebrochenem Arm aufgefischt. Die Passagiere waren meist Franzosen.

— Die Regierung, die sich im Streik bisher neutral verhalten hat, greift nun angesichts der allgemeinen Teuerung und der fortwährenden Ruhestörungen energisch ein. Sie legte Militär in die Hauptstadt und nach Liverpool, um die Lebensmittelversorgung insbes. den Marktverkehr zu sichern. Trotzdem glaubt man in London, vom 11. August ab die Gemüse-, Früchte- und Fischmärkte schließen zu müssen.

— Nach späteren Meldungen stockt Handel und Wandel in London fast überall. Nur mit List konnten kleine Mengen von Gemüse, Fleisch und Fischen in die Stadt gebracht werden. In den Krankenhäusern fehlt es an Eis, auf den Märkten an Lebensmitteln, das Petroleum reicht nicht für den Omnibusverkehr. Ein drittel der Gefährte steht still. Doch erlaubte wenigstens das Streikkomitee die Kohlenzufuhr für die Elektrizitätswerke und für die Kühlanlagen auf den Schiffen, welche Gefrierfleisch an Bord haben. Diese Kohlen reichen bis Samstag.

— In Liverpool veranstalteten gestern die Transportarbeiter eine riesenhafte Demonstration an der fast 100.000 Personen teilnahmen. Die Streikenden kamen mit der Polizei ins Handgemenge. Bei dem Zusammenstoß wurden einige Personen getötet und mehrere verletzt. Spätere Nachrichten betonten den Ernst des Zwischenfalls. Die ungeheure Menge griff die Polizei mit Steinwürfen an, sie schleuderte Flaschen und andere Gegenstände gegen die Wachmannschaften. Erst als die Polizei wiederholt auf die erregte Menge einhieb und viele Verwundete den Platz bedeckten, trat allmählich Ruhe ein. Die Wartesäle der Eisenbahnstationen Lino Street und Saint George sind in Hospitäler umgewandelt worden. Die Zeitungen mußten polizeilich bewacht werden. Die Tatsache, daß in letzter Zeit die Streiks eine böartige Form annehmen, erweckt allgemeine Besorgnis und es scheint, daß die Polizei neuerdings bei der Behandlung von Streiks zu verfehlten Maßregeln greift.

— Aus Liverpool eingetroffene Drahtnachrichten berichten von dem Ernst der Lage, der durch die ausständigen Eisenbahnangestellten geschaffen wurde. Dieselben verursachten einen großen Konflikt, der die Polizei mit der Waffe einzuschreiten zwang. Dabei wurden 230 Personen verwundet und 90 Verhaftungen vorgenommen. Die Ausständigen begingen verschiedene Ausschreitungen. Man erwartet weitere Unruhen. Die Lage ist bei gleichen Anlässen noch niemals so ernst gewesen. Die Polizei war stellenweise ohnmächtig, die Aufrührer in Schach zu halten. Auf dem St. George-Platze waren die aufgebotenen Truppen genötigt, ein Vorgehen mit blanker Waffe anzudrohen, falls die Massen sich nicht zerstreuen würden. Die Streikenden versuchten den Bahnhof von Lime Street mit Sturm zu nehmen, wurden aber von der Polizei zurückgetrieben. Die Ambulanzwagen, welche die verwundeten Polizisten transportierten, wurden mit Steinen beworfen, und die Missetäter flohen erst, als eine blinde Salve abgegeben wurde. Ein Offizier der Zivilgarde, der eine Abteilung Kavallerie befehligte, stürzte mit dem Pferde und brach ein Bein. Eine Infanterie-Patrouille wurde mit einem Steinregen empfangen, wodurch 2 Soldaten verwundet und ins Lazaret überführt wurden.

#### Rußland.

— Eine heftige Feuersbrunst zerstörte die an der Wolga in Central-Rußland gelegene Stadt Kostroma. Das Feuer nahm eine kolossale Ausdehnung an und zerstörte 300 Häuser. 28 Personen büßten ihr Leben ein und 58 wurden mehr oder weniger verwundet. Der materielle Schaden ist sehr groß.

— Auf der Newa in Petersburg kenterte ein Boot, in welchem sich 2 Damen und ein Student befanden. Die beiden Damen ertranken, dem Student gelang es, sich zu retten.

— Die Verhandlungen mit Deutschland über die Regelung der politischen Beziehungen zwischen diesen zwei größten Mächten in Europa werden in den nächsten Tagen auch formell zum Abschluß gebracht. Deutschland bleibt danach in Persien politisch uninteressiert. Rußland schließt seine künftigen persischen Eisenbahnen an die Bagdadeisenbahn an und räumt dem deutschen Handel und der deutschen Industrie in Persien volle Gleichberechtigung ein. Ferner schließen beide Staaten einen Freundschaftsbund. Es wird keiner von ihnen an einem Bündnis oder einer politischen Konstel-

Grösste Spezialfabrik für  
Flaschen-Füllerel-  
Maschinen  
**Boldt & Vogel m. b. H.**  
Hamburg.  
Pumpen  
aller Art



**Ziegelei-Maschinen  
Keramische Maschinen  
Turbinen**

empfehlte die  
**Akt.-Ges. vorm. A. Kuhnert  
& Co., Meissen.**  
A. B. C-Code 5th Ed.  
Vertreter gesucht. — Katalog  
zu Diensten.

**Emmericher Maschinenfabrik**  
Emmerich am Rhein  
älteste und grösste Spezialfabrik der  
Welt für Röstmaschinen  
für Kaffee, Kakao, Cacao, Getreide  
aller Art usw.

**Franz Méguin & Co. A.-G.,**  
Billingen-Saar  
**Gelochte Bleche**  
jeder Art und Grösse bis 25 mm Dicke.  
Produktion 1500000 Kilo, pro Jahr.

Sobien erschien ausführlicher Katalog über  
**Bibliophilenbücher**  
Luxus- und Kunstpublikationen, Privatdrucke, Curiosa  
der Weltliteratur, Sexualleben, Flagellantismus,  
Masochismus etc. in deutscher, englischer und  
französischer Sprache und wird auf Verlangen  
gratis und franko zugesandt.  
Buchhandlung Carl von Hölzl in Wien I, Operngasse 2.

**Maschinen  
und Formen**  
zur lohnenden Fabrikation von  
Cementplatten,  
Cementmauersteinen,  
Cementrohblöcken,  
Cementdachziegeln,  
Cementrohren,  
Harzzerkleinerungsanlage,  
Mörtel- und Betonmischer.  
Spezialmaschinenfabrik  
**Dr. Gaspary & Co.,**  
Markranstädt (Deutschl.)  
Katalog 2 gratis.

**Patentirte  
Maschinen und  
Einrichtungen**  
für Cementsaalkplatt,  
Trottoirplatten und  
Gartenbeeinfassung.  
**Emil Carlus,**  
Taucha-R. b. Leipzig.

**Selbstelektrischer-Apparate**  
Taschenlampen, Akkumulatoren, Feuer-  
zeuge, Influenzmaschinen compl. 14 M.  
elektrische Haus- und Grubenlampen.  
elektr. Kalender 1,20 Mk., Cigarren-An-  
zähler und aller Art elektrischer und  
technischer Neuheiten kaufen Sie am  
besten im Deutschen Export-Haus  
**Emil Kaatz, Berlin-Wilmersdorf,**  
Holsteinsche Strasse 47a.  
Verlangen Sie Kataloge gratis u. franco.

lation teilnehmen, welche sich gegen den anderen Teil richt-  
tet. Für den Weltfrieden hat dieses deutsch-russische De-  
fensivbündnis praktisch größere Bedeutung als alle bis-  
herigen Schiedsgerichtsverträge zusammen genommen.

**Spanien.**

— Streikende Frauen durchzogen in Santander am 10.  
die Straßen der Stadt, indem sie alle Arbeiter zum Streik  
aufforderten. Die Polizei unterdrückte die Bewegung mit  
Gewalt. Zahlreiche Frauen erlitten Verletzungen. Auch Ver-  
haftungen wurden vorgenommen.

**Portugal.**

— Die portugiesische Regierung beschäftigt sich mit der  
Frage des Verkaufs einiger kleinen Küsteninseln, welche  
einem Privatmanne, namens Absen, gehören. Ein ameri-  
kanischer Kapitalist hat 20.000 Pfund Sterling für dieselben  
geboten, die englische Marconi-Gesellschaft will nach ver-  
breiteten Gerüchten 40.000 Pfund zahlen, und endlich ver-  
lautet, daß auch das deutsche Reich Lust hätte die Inseln  
käuflich zu erwerben, während andererseits die portugie-  
sische Regierung, angesichts der herrschenden Finanzlage,  
nicht imstande ist, als Käufer aufzutreten. Der Verkauf an  
Privatleute oder an eine fremde Macht kann unter Umständen  
internationale Streitfragen heraufbeschwören und hat die  
portugiesische Regierung die Frage deshalb der Entschei-  
dung der Konstituante unterworfen.

— Ein aus Lissabon via Badajoz in London eingetroffenes  
Telegramm besagt, daß das 19. Infanterieregiment, welches  
in Beja kaserniert ist seinem Kommandanten dem Obersten  
Vasconcellos eine feindliche Kundgebung zu machen be-  
absichtigte. Der Plan wurde verraten und der Hauptan-  
stifter, der Trompeter des Regiments brachte sich selbst ums  
Leben.

**Belgien.**

— In Antwerpen brannte ein großes Lager mit Wolle  
und Baumwolle nieder. Der Schaden beläuft sich auf über  
3 Millionen Mark.

— In dem Gehölze Herton-Genouald, in der Nähe der deut-  
schen Grenze, ist ein Waldbrand ausgebrochen. Derselbe  
verbreitet sich mit großer Schnelligkeit und droht noch  
weitere 1500 Hektare Waldung zu zerstören. Beim Löschen  
arbeiten 500 Mann Soldaten. Der Brand hat Aehnlichkeit  
mit demjenigen im Jahre 1887, welcher volle 12 Monate  
dauerte.

**China.**

— Die Pest, welche die Mandchurei im vorigen Jahre  
fast entvölkert hat, tritt jetzt in Shanghai auf und zwar im  
Fremdenviertel. Am 9. August wurden 14 Todesfälle be-  
kannt.

**Vereinigte Staaten.**

— Der Export amerikanischer Erzeugnisse nach Bra-  
silien, der im Jahre 1910 die Summe von 11.700.000 Dollar  
erreicht hatte, beträgt in diesem Jahre bereits 27.200.000  
Dollar.

**Mexiko.**

— Die Polizei von Ciudad Juarez ist einer neuen Ver-  
schwörung auf die Spur gekommen. Im Norden der Pro-  
vinz Chihuahua sollte der Aufstand losbrechen.

— Die Präsidentschaftswahlen finden am 27. August statt.  
Ohne Zweifel geht Madero durch. Er hat ja auch die An-  
nahme eines Ministerpostens abgelehnt.

**Argentinien.**

— Die Zeitungen von Buenos Aires berichten, daß auch  
den Inseln Sumar Goldadern im Werte von 100 Millionen  
Peso von Arbeitern aufgefunden wurden.

— Der Staatshaushalt von Argentinien wird mit einem  
kolossalen Defizit abschließen. Der Präsident hielt mit den  
Ministern deswegen eine Sitzung ab, in welcher über die  
Schritte zur Beseitigung des Defizits und Verhinderung  
seiner Wiederkehr in den künftigen Etats beraten wurde.

— Die Regierung hat das Inkrafttreten strengster Maß-  
regeln gegen die Einschleppung der Bubonenpest, die in  
Paraguay heftig grassiert, angeordnet, trotzdem die Sani-  
tätsbehörden von Asuncion erklärten, daß sich schon sei-  
enigen Tagen keine neuen Fälle mehr gezeigt hätten.

**Chile.**

— Das Ministerium hat seine Entlassung eingereicht. Man  
hofft in Santiago, daß die Krise sehr rasch beseitigt sein  
werde.

— Die Strafgefangenen in Pitraguen brachen in  
der Nacht vom 7. auf 8. aus und nahmen alle Waffner  
ihrer Wächter mit sich.

**Uruguay.**

— Die Gerüchte von einer aufständischen Bewegung an  
der Küste und zugleich an der brasilianischen Grenze erhalten  
sich seit Sonntag abend hartnäckig aufrecht. Die Regierung  
entsendet nach allen Seiten Militär.

# Feuilleton

## Gebannte Seelen.

Novelle von Anton Gitschtaler.

Der Freiherr sei ungemein schwer zugänglich, hatte man mir gesagt, er habe seinen Verkehr mit Menschen auf das Allernotwendigste beschränkt und es sei daher wohl recht fraglich, ob er mich empfangen werde. Seit einer langen Reihe von Jahren schon hause er wie ein Einsiedler auf seinem Schlosse zwischen den Bergen und halte sich fast jeden Besuch vom Leibe. Ich müßte daher vom Glücke wohl ganz besonders begünstigt sein, wenn er mir das Betreten seines Tuskulums gestatten oder gar sich selbst mir für kurze Zeit widmen würde.

Trotzdem . . . ich wagte es und führte ihm in einem längeren, äußerst höflichen Schreiben die Notwendigkeit meines Besuches klar vor die Augen — ohne dabei freilich allzu große Hoffnungen zu hegen, daß er meine Bitte erfüllen werde.

Man denke sich meine Ueberraschung, als ich kaum vier Tage nach der Absendung meines Briefes ein Schreiben erhielt, wodurch er mich in liebenswürdigster Weise einlud, auf sein Schloß zu kommen und dort das Familienarchiv derer von der Somma nach Belieben zu durchforschen. Von London sei nur ein einziges Schriftstück vorhanden, schrieb er mir, das wenig Bedeutung habe, dafür fänden sich einige recht wertvolle Briefe von Kaunitz an die Kaiserin vor, die mir gewiß über manches Autschuß geben und zur Vervollkommnung meiner Studie sicher nicht unwesentlich beitragen würden.

Ich war übergücklich . . . . Man denke aber auch, was das für mich bedeutete! — Originalbriefe von Kaunitz, bisher unveröffentlichte Briefe! . . . . Meine Studie konnte durch sie . . . . Und weiß Gott, ob sich dabei nicht manches andere Wertvolle finden ließ! Sagte er mir doch unumwunden zu, sein Archiv nach Belieben durchforschen zu können.

Und das sollte ein unzugänglicher Mensch, sollte ein Patron sein, der sich jeden Besuch streng vom Leibe hielt. — Ich war wirklich überrascht! — — Weshalb dieses Entgegenkommen gerade mir? Sollte ihm mein Plan so sympathisch sein? — Nein, da mußte doch ein anderer Grund vorliegen! Doch welcher? — — — Vielleicht war es nur eine Laune und er dachte schon, mir . . . .

Jetzt bemächtigte sich meiner ein Gefühl von Angst. Ich begann zu fürchten, der Mann werde sein Zugeständnis bereuen und mich durch ein zweites Schreiben ersuchen, nicht zu kommen. Ich kannte ihn ja nicht, ich wußte nur von Leuten, die mit ihm in ganz flüchtigem Verkehre standen, daß er ein höchst merkwürdiger Mensch sei. Was hatte man mir über ihn nicht alles erzählt, um mich von meinem Vorsatze abzubringen! Man hatte mir sogar gesagt, daß man nicht einmal ganz genau wisse, ob er seiner fünf Sinne auch wirklich noch vollkommen mächtig sei.

Die Angst trieb mich zur Eile. Ich reiste noch am Abend desselben Tages ab und stand am Vormittage des nächsten bereits vor dem Schlosse im Seeland. Der Wirt von St. Oswald hatte mich solange begleitet, bis wir der alten Burg ansichtig wurden. Ich hatte mein Gepäck bei ihm untergebracht und auch für acht Tage Wohnung genommen. Als er Ziel und Zweck meiner Reise erfahren, glaubte er, ich müsse ein ganz außergewöhnlicher Mensch sein und ließ sich's daher nicht nehmen, mir bis zum Burgfried das Geleite zu geben. Daß mir zu diesem alten Rittersitze da oben Einlaß gewährt werden sollte, imponierte ihm schrecklich. Seit Jahren, so erzählte er, habe außer Amtspersonen kein Fremder mehr die Schwelle des Schlosses überschritten und nur ab und zu — bei zwingender Notwendigkeit — sei es Bauern oder Arbeitern gestattet, den Park oder die Wirtschaftsgebäude zu betreten. Doch nicht nur der Park und das Schloß, auch die ausgedehnten Ländereien, die zum Besitze gehörten, seien Fremden verschlossen — eine Verfügung, die der ganzen Gegend Schaden brächte, da der Fremdenverkehr darunter leide. Die Wirte besonders seien daher auf den

Schloßherrn nicht gut zu sprechen. Er freilich dürfe nicht klagen über ihn, da er ihm viel verdanke. Der Mann leide eben unter einer übergroßen, fast krankhaften Scheu vor Menschen. Im Schloßparke erhebe sich zwischen uralten Fichten ein grüner mit einem weißen Kreuze gezielter Hügel. . .

Hier hielt der Mann plötzlich inne, just als habe er schon zuviel gesagt und etwas berührt, was er nicht berühren sollte. Er schwieg eine zeitlang und sagte dann mit gedämpfter Stimme:

„Wohl, wohl, mir hat er viel Gutes getan. Vor beiläufig 15 Jahren sind mir ein paar Wucherer fest im Genick gesessen. Der Vater hat mir die Wirtschaft stark verschuldet hinterlassen. Ich wußte nicht was tun — vier kleine Kinder und das Weib nicht besonders gesund. Da ist er gekommen und hat mich herausgerissen . . . . Ganz hat er mich herausgerissen. Ich werd's ihm mein Lebtag nicht vergessen.“

Nach diesen Worten hatte er mir die Hand gereicht und mich allein gelassen.

Ich stand am Rande eines dunklen Nadelwaldes und hatte das alte Schloß und hinter ihm die hohen, noch mit tiefem Schnee bedeckten Seeländer Berge vor mir. In der Ebene war schon der Frühling dem Sommer gewichen, um langsam, ruckweise zu den Hochalmen aufzusteigen und dort den Quellen und Brunnen die Zungen zu lösen. Jetzt rastete er gerade hier in den Hochtälern und Vorbergen, rastete hier just in seiner schönsten Pracht, in seinem lebendigsten Grün, in seinen zartesten Blüten.

Ich stand lange und schaute und schaute. Mein Auge schweifte von Wiesenplan zu Wiesenplan, von Waldstreifen zu Waldstreifen, schweifte hinauf zu den schneeigen Bergen und wieder zurück zu den Wiesen und Wäldern, es trank gierig das lichte Grün der Buchen und das dunkle der Fichten, es trank das zarte Blau des Himmels und das heiße lebendige Sonnenlicht und schloß sich dann geblendet von all der Pracht, die es in sich aufgenommen.

Es war so schön, daß ich für kurze Zeit ganz vergaß, weswegen ich hierhergekommen und als ich wieder daran dachte, schier ein Gefühl des Unbehagens empor. Ich hätte nun diese herrliche Gegend im Rahmen dieses schönen Tages ganz und allein genießen mögen, doch das alte Schloß mit seinem brüchigen, grauen Turme, mit seinen hohen Bogenfenstern und breitästigen Linden davor ließ mir keine Ruhe. „Heute und nicht wieder öffne ich dir meine Pforten“, schien es zu sagen, „nütze daher die Stunde und träume nicht vor meinen Toren.“ So raffte ich mich denn auf und setzte meinen Weg langsam fort, sinnend über das, was nun kommen sollte.

Bald stand ich vor der Eingangspforte des Parkes. Hinter ihr und den sie begrenzenden Mauern hob ein ganzer Wald prächtiger Linden seine Aeste zum Himmel empor. Er stand in voller Blüte und verbreitete über die ganze Gegend hin einen feinen Wohlgeruch. Zögernd nur und mit klopfendem Herzen legte sich meine Hand auf die Klingel und zögernd nur wagte ich, sie in Bewegung zu setzen. Nach geraumer Weile wurde das Tor geöffnet und ein bejahrter Mann trat, einen schweren, eisenbeschlagenen Stock in der Faust, brummend auf mich zu. Ich wich unwillkürlich ein paar Schritte zurück, denn es schien fast, als hätte ich in den nächsten Augenblicken einen Angriff zu gewärtigen. Der Alte sah wirklich recht unheimlich aus; er richtete seine kleinen grauen Augen finster auf mich und hielt dabei den Stock mit der Rechten fest umklammert. Dann knurrte er etwas von „unverschämt“ und „lästig“ und machte Miene, mir das Tor wieder vor der Nase zuzuschlagen.

Nun stieg mir aber doch das Blut zu Kopfe und ich fragte ihn ziemlich barsch, ob ich den Freiherrn sprechen könne. Er maß mich eine Weile von oben bis unten und erklärte dann, vorerst meinen Namen und den Zweck meines Hierseins erfahren zu müssen, ehe er meine Frage beantworten könne.

Ich reichte ihm meine Karte: Kaum hatte er sie mit einem Blicke gestreift, als sich auch schon die Mienen seines Antlitzes sichtbar erhellten. Er ließ mich sogleich eintreten und entschuldigte sich dabei wegen des rauhen Empfanges. Er habe strengen Auftrag, jeden Besuch abzuweisen, bei

# Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter, — Tägliche Erzeugung 350 Dtdz. Bestecke



Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte  
aus Alpaca-Silber

Eigene Niederlager in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,  
Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stookholm, Wien

Schutzmarken:

A. KRUPP  BERNDORF



OSO  BMF

für Alpaca-Silber I für Alpaca Silber II für Alpaca

mir sei eine Ausnahme gemacht worden. — Der Freiherr wolle niemanden empfangen, denn es kämen oft so zudringliche, neugierige Leute.

Er bat mich, im Parke zu warten, er werde mich seinem Herrn melden.

Hier war der Duft der Linden noch viel intensiver als vor dem Tore. Schier betäubend strömte er auf mich ein. Ich befand mich nun wahrhaftig in einem ganzen Walde uralter Repräsentanten dieser herrlichen Baumgattung, einem Walde, der dem Schlosse zu in eine prächtige Allee auslief, die dem Sonnenlichte nur an wenigen Stellen Zutritt gewährte. Tausende von Bienen umschwärmten die Kronen und Zweige dieser mehr als hundertjährigen Bäume und sogar aus ihren zarten, duftenden Blüten süßen Honig. Ihr Summen legte sich mir ins Ohr, bald war eine eintönige Musik, bald wie das Rauschen eines fernen Wassers, dann wieder wie das Weinen eines gequälten Menschenkindes. Ihr Summen weckte ganz eigenartige Stimmungen in mir. Es war mir, als sollte ich jetzt etwas Sonderbares, etwas ganz Merkwürdiges erleben, als bürden diese altersgrauen, mit wildem Wein und Efeu umspunnenen Mauern, dieser Park mit seinem blühenden Lindenhain etwas für mich, etwas, das nur für mich allein da war und daher schon lange auf mich gewartet hatte. Scheu blickte ich um mich und wagte dabei kaum, mich vom Platze zu rühren; ich fühlte mich wie gebannt, wie durch eine unsichtbare Macht festgehalten. Bei jedem Schritt, den ich machte, war es mir, als träte ich auf Glas, dabei war es doch nur reiner Sandboden, den ich unter meinen Füßen hatte, Sandboden, der von vielen Tausenden vertrockneter Lindenblüten bedeckt war.

Was für ein Gefühl das nur war! — Ich kann mir immer noch nicht erklären, woher dieses Gefühl kam. — Sollte mich der Lindenduft betäubt haben? — Nein, das wäre doch unmöglich! — Dann war es ja eigentlich nicht so recht eine Lähmung, nicht das Gefühl der Trunkenheit, das ich empfand, es war vielmehr so eine Art Traumzustand, in den

ich mich versetzt fühlte und aus dem ich erst wieder erwachte, als der Ton einer Menschenstimme an mein Ohr schlug.

Es war der Freiherr selbst. Plötzlich stand er vor mir. Ich erinnere mich noch gut, wie teilnahmsvoll seine großen blauen Augen auf mir ruhten; seine schmale weiße Hand legte sich kühl in meine Rechte. Dann nahm er mich unter den Arm und führte mich ins Schloß. Dabei erkundigte er sich öfters besorgt um mein Befinden. Ich mag wohl arg verstört ausgesehen haben. Im Schlosse ließ er mich auf ein Zimmer bringen und bat mich, ein wenig zu ruhen.

Ich legte mich gehorsam auf ein Ruhebett, schlief sofort ein und erwachte erst am späten Nachmittage aus einem schweren traumlosen Schlafe.

Als ich die Augen aufschlug, stand er wieder neben mir. Ich war furchtbar verlegen und wußte nicht, was ich sagen sollte. Er half mir mit ein paar Scherzen über die peinliche Situation hinweg. Später erzählte er mir, es sei ihm vor vielen Jahren zur Zeit der Lindenblüte ähnlich ergangen.

„Sie dürfen deshalb ja nicht glauben, daß Sie schwache Nerven haben“, sagte er lächelnd, „so etwas ist — doch lassen wir das.“

Er streckte mir beide Hände entgegen, und bat mich, es mir im Schlosse so bequem als möglich zu machen. Er habe schon erfahren, daß ich mein Gepäck in St. Oswald gelassen und habe daher einen Diener sofort beauftragt, es hierher zu bringen.

Jetzt war ich erst recht in Verlegenheit. Damit hatte ich doch nicht gerechnet. Nach seinem Briefe hatte ich wohl geglaubt, daß er mir für kurze Zeit den Besuch seines Schlosses gestatten, nicht aber, daß er mich als Gast bei sich aufnehmen werde.

„Oder, haben sie vielleicht keine Lust, hier zu bleiben? Möchten Sie lieber . . .?“

„Bei Gott, nein“, unterbrach ich ihn, „Ihre Liebenswür-

digkeit macht mich nur verlegen, da ich so gar nicht gefaßt darauf war.“

„A, so. . . Nun denn, dann sind wir ja einig.“

Er drückte mir nochmals warm die Hand und bat mich, es mir im Schlosse so heimisch als möglich zu machen.

Es waren selten schöne Tage, die ich nun an der Seite dieses vorzüglichen Mannes verlebte. Er behandelte mich wie einen guten Freund, wie einen Menschen, der einem lieb und teuer geworden ist. Meine wissenschaftlichen Arbeiten förderte er mit großem Verständnisse. Mehr als einmal war ich erstaunt über sein Forschertalent; er half mir über so manche Klippe meiner mühseligen Arbeit spielend hinweg. Oft schien es mir fast, als habe er die Zügel in die Hand genommen, als leite er die Bearbeitung des Stoffes. Ich war einigemal in der Tat dazu verurteilt, nur eine sekundäre Rolle zu spielen. Kein Zweifel, der Stoff interessierte ihn mächtig, der Stoff nahm nicht nur mich, er nahm auch ihn ganz gefangen. So kam es, daß ich meine Studie eigentlich in ganz kurzer Zeit vollenden konnte und daß sie viel besser ausfiel, als ich ursprünglich erwartet hatte.

Seine Mitwirkung hatte ihr einen ganz eigenen Charakter verliehen, einen Charakter, den ich allein ihr kaum zu geben vermocht hätte. Nun war es mir auch klar, weshalb der Mann sich gerade mir gegenüber so wenig zurückhaltend zeigt, warum er gerade mir so freimütig entgegengekommen war. Gewiß — das Interesse für meine Arbeit hatte mir seine Zuneigung eingebracht, nichts weiter wie dieses Interesse.

Als ich ihm nach Vollendung meiner Studie für seine Güte und Liebenswürdigkeit dankte und ihn gleichzeitig bat, er möge mir gestatten, in meiner Schrift seine tätige Mitwirkung gebührend hervorzuheben, da lehnte er lächelnd ab.

„Nein“, sagte er, „das werden Sie nicht tun, das dürfen Sie nicht — ja, ich bitte Sie sehr, es nicht zu tun, da ich nicht will, daß die Welt vor meinem Ableben noch einmal an mich und meine Familie erinnert werde. Doch, wenn Sie schon glauben, daß Sie mein Schuldner sind. . . Ich hätte eine Arbeit für Sie, die zwischen uns beiden sicher glatte Rechnung machte.“

Ich wurde neugierig.

„Ich habe“, sagte er verlegen, „im Laufe der Jahre in meinem freigewählten Exile ein ganzes Buch zusammengeschrieben. — Doch, nicht wahr, Sie versprechen mir, daß Sie das, was ich Ihnen jetzt sage, für sich behalten werden, solange ich lebe.“

Ich reichte ihm schweigend die Hand.

„Sehen Sie, verehrter Freund“, fuhr er fort, „ich bin der Meinung, daß jeder nach gutem Wissen und Gewissen beitragen soll zur Verbesserung des Menschendaseins, daß jeder freimütig hinweisen soll auf das, was ihm für die Allgemeinheit schädlich erschienen ist, aber auch auf das, was der Allgemeinheit nicht zur Ehre gereicht. — Doch, wozu diese Einleitung! — Ich habe also ein Buch geschrieben und da möchte ich gerne, daß dieses Buch, das nach meinem Tode erscheinen soll, vorher von einem gebildeten und mit einem feinen Empfinden ausgestatteten Menschen eine reinliche Durchsicht erführe. Für einen solchen Menschen halte ich Sie. Würden Sie also meine Arbeit einer eingehenden Redaktion unterziehen?“

„Gewiß!“ rief ich, „vom Herzen gerne! Nur fürchte ich, daß Sie mein Können doch überschätzen.“

Er machte eine abwehrende Bewegung. „Sie brauchen sich nicht zu beeilen, die nächsten Tage dürfen Sie weder lesen noch schreiben, da Sie von Ihrer Arbeit sichtlich ermüdet sind. Aber Sie möchten gerne wissen, was ich geschrieben? Hören Sie: Es ist schon recht lange her, daß ich im Justizdienste stand. Ich war schon ziemlich hoch oben — doch das ist Nebensache.“

Er errötete leicht.

„Durch meine juristische Tätigkeit“, fuhr er nach einer Pause fort, „bin ich ein ausgesprochener Gegner der Todesstrafe geworden. Mein Buch richtet sich also gegen die Todesstrafe und alle jene, die den Mut finden, sie als zweckmäßige, der menschlichen Gesellschaft dienende Einrichtung zu preisen. . . Ich habe es mit meinem Herzblute geschrieben!“

Er schwieg und blickte mich mit seinen großen Augen

ganz seltsam an, so seltsam, daß ich fast ein gelindes Grauen vor ihm empfand. Erst nach einer längeren Pause fuhr er, wie aus einem Traume erwachend, fort:

„Sagen Sie mir aufrichtig, haben Sie auch wirklich Interesse an meiner Arbeit? — Ich möchte nicht, daß Sie. . .“

„Gewiß“, unterbrach ich ihn. „Ihre Arbeit interessiert mich lebhaft, so lebhaft, daß ich mich am liebsten gleich darin vertiefen möchte.“

Nun reichte er mir die Hand und entfernte sich schweigend

\* \* \*

In der folgenden Nacht hatten wir ein heftiges Gewitter. Es weckte mich unsanft. Ich erhob mich von meinem Lager und trat ans offene Fenster. Der Himmel war bis tief herab mit schwarzen Wolken bedeckt, aus denen fast ohne Unterbrechung grelle Blitze hervorbrachen, für Augenblicke die Gegend weithin taghell durchleuchtend. Manchmal flammten auch zwei zu gleicher Zeit durch die Nacht. Dann schien es fast, als wollten sich dort unter den Wolken zwei weißglühende Degenklingen kreuzen. Jedes Aufzucken des Blitzes war von einem dröhnenden Donnerschlage begleitet. Der Regen fiel in Strömen. Die Wälder rauschten, vom Sturme gepeitscht, ächzend bogen sich die uralten Linden, die schlanken Fichten des Parkes. Es war, als zöge die wilde Jagd durch Wald und Dickicht.

Da flammte plötzlich wieder ein besonders greller Blitz auf, begleitet von einem scharfen Knalle und just vor mir, dort an der Bergeslehne, stieg eine rote Feuersäule zum nächtlichen Himmel empor. Die Flamme hatte in kurzer Zeit ein Objekt mit ihren glühenden Armen voll umspannt. Immer höher hob sie sich empor. Schon hatte ihr Schein weithin alles in tiefes Rot getaucht. Man sah die Wälder, man sah die Almen, man sah ein paar Hütten, man sah die ganze Gegend ringsum. Doch nur kurze Zeit — dann nahm der Feuerschein ab, wurde schwächer und schwächer und verlor sich zuletzt in einem leuchtenden Punkte.

„Bei den Logarhütten“, hörte ich jetzt unter meinem Fenster eine Männerstimme. „Der Halter wird wohl um Gottes willen früh genug. . .“

„Ist nicht bei den Hütten“, fiel eine zweite Stimme ein, „die Hütten hab' ich im Feuerschein g'sehen. Es ist mehr rechts.“

„Maria Bründl, das Kirchl?“

„Ja, ich glaub', es is das Kirchl.“

Jetzt entfernten sich die beiden, ich aber schloß das Fenster und warf mich aufs Bett. Lange konnte ich die gewünschte Ruhe nicht finden, da die verschiedensten Gedanken meinen Kopf durchschwirrten. Als ich endlich einschlief, hatte ich in meinen Träumen fortwährend das bleiche Antlitz des Freiherrn vor mir. Bald näherte es sich mir von dieser, bald von jener Seite, und immer blickte mich sein Auge so eigentümlich, so voll Seelenschmerz, so voll Traurigkeit an, daß ich ein tiefes Mitleiden mit dem Manne empfand.

Am Morgen hatte ich einen eingenommenen Kopf, doch erholte ich mich bald in dem reinen goldenen Sonnenlichte, das sich wieder über die Landschaft ausbreitete. Nach dem Frühstück kam der Freiherr zu mir und fragte mich, ob ich Lust hätte, ihn zu begleiten. Er wolle selbst nachsehen, was da oben auf dem Berge letzte Nacht dem Blitze zum Opfer gefallen.

Ich willigte gerne ein.

Wir gingen durch prächtigen Hochwald — stundenlang sanft aufwärts, immer durch uralten Hochwald. Fichten und Tannen wechselten miteinander ab, dazwischen zeigte manchmal eine alte Buche ihr lichtgrünes Blätterdach, oder es trat eine Gruppe hochragender Lerchen an unseren Weg heran, ihre im Frühlingsgrün prangenden Zweige leicht im Morgenwinde wiegend. Es war ein Wandern in tiefem Schatten — schwarzgrün fast breitete sich der Raum vor unseren Augen aus, nur ab und zu von einem Streifen goldenen Lichtes durchbrochen, der sich mühsam durch ein wildverschlungenes Gewirre von Zweigen und Baumkronen seinen Weg bis zum Boden herabgebahnt hatte. An manchen Stellen war es so märchenhaft dunkel, daß man fast glaubte, die Dämmerung sei bereits angebrochen.

# HOTEL & PENSION SUISSE

Telephon 1721

Rua Brigadeiro Tobias Nr. 1 — S. Paulo

Telephon 1721

## Vorzügliche Familienpension

Schöne Zimmer. — Grosser Speisesaal. — Vorzügliche Küche und Keller. — Pension mit Zimmer 5\$ pr. Tag  
Bad — Elektrisches Licht — Billard. **João Heinrich**

„Sehen Sie,“ sagte der Freiherr plötzlich. „dieser Wald ist mein Stolz, ich habe ihn gehütet wie meinen Augapfel; seit Jahrzehnten, seit ich hier auf diesem Schlosse sitze, durfte keine Axt an seine Glieder heran. Erhalten will ich ihn auch in Zukunft, auch nach meinem Ableben — für Menschen von besonderem Naturempfinden. Es wäre schrecklich, wenn der Borkenkäfer oder irgend ein anderer Holzverwüster in seine Stämme führe, oder wenn ein großer Brand . . . Für diesen Fall habe ich seine Auferstehung, seine Wiederbelebung testamentarisch festgesetzt . . . Ich bin mit ihm die Jahre her förmlich zusammengewachsen, wir sind gute Freunde geworden und ein echter Freund hält auch über den Tod hinaus noch Treue. Da ich keine Erben habe, mein Stamm mit mir erlischt, soll der ganze Besitz nach meinem Ableben einer hervorragend wohlthätigen Institution als Eigentum zufallen.“

„Der Wald ist schön,“ sagte ich.

„Nicht wahr?“ rief er, durch meine Bewunderung sichtlich erfreut. „Da schauen Sie nur, wie er sich dehnt und weitet, welch stolze Kraft ihm innewohnt. Und dieses eigene Zwielflicht, dieser tiefgrüne Dämmer — finden Sie nicht auch, daß es ein Verbrechen wäre, ihn zu zerstören?“

Ich nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Jetzt waren wir in die Nähe eines lauten Wassers gekommen. Es war ein wildschäumender Bach, der in scharfen Gefälle von der Alm herunter dem Talboden zustrebte. Im Bewußtsein seiner stolzen Kraft, bald einen Stein übersetzend, bald an eine Felskante rennend, warf er mutwillig Tausende leuchtender Tropfen den alten Fichten ins Gezwieg. Auch uns strich er mit feuchter Hand über Stirn und Wangen und kühlte so das Blut, das uns durch den Aufstieg bereits heiß zu werden anfing. Wir blieben längere Zeit an seiner Seite. Steil ging es dann aufwärts — über große Steinplatten und alte Baumwurzeln hinweg — aufwärts, immer höher und höher. Erst nach geraumer Weile verließ unser Weg wieder den Bach, wendete sich in einer scharfen Biegung nach rechts und endete endlich vor einem starken Holzgitter, hinter dem sich eine blumige Almweide ausbreitete. Auf der Alm graste eine Herde rot- und weißgefleckter Rinder. Zwischen den stattlichen Tieren saß ein grauhaariger Alter im Grase und schnitzte mit einem Messer an einem Stück Holz herum. Als er uns gewahr wurde, erhob er sich rasch, nahm den verwitterten Hut vom Kopfe und eilte entblößten Hauptes auf uns zu. Es schien noch eine kräftige Portion Hörigkeitsgefühl in diesem Manne zu stecken, denn tief gebeugt, mit der Unterwürfigkeit eines Sklaven fast, empfing er uns. Des Freiherrn Hände versuchte er schier mit Gewalt zu küssen und nur mit Mühe gelang es Somma, sich dieser Huldigung zu entziehen.

„Laß das gehen, Josel,“ rief er fast ungehalten. „Du weißt, ich mag das nicht!“

„So viel guat sind der gnädige Herr Baron,“ stöhnte der Alte, „so viel guat. Nur nit beleidigt sein über mich, i bin halt nur ein gemeiner Mensch, so ein Almdocker.“

„Ach nein,“ beschwichtigte ihn der Freiherr, „ich bin ja nicht beleidigt, doch Du weißt, daß ich das nicht mag. Berichte uns lieber, was der Blitz hier oben vergangene Nacht zerstört hat.“

„Das Kirchl!“ rief der Halter und faltete die knochigen, gekrümmten Hände wie zum Gebet. „Wer hätt' sich du liebes Sein, wohl lauter gedenkt, daß sich der Blitz in der heiligen Mutter Gottes ihr Haus wird einschlagen getrauen! — Aber das Bild hat er do nit getroffen, das Bild mit samt dem ganzen Schatz, was zu ihm g'stiftet worden is, das hab i decht ganz unverletzt außerbracht aus her höllischen

— Gott steh mir bei — i wollt sagen aus der himmlischen Gluat!“

Der Freiherr lächelte, doch der Alte fuhr unbeirrt fort: „Wenn der gnädige Herr Baron vielleicht da ein Einsehn haben und das Kirchl wieder aufbauen lassen tät, es is so schön da g'standen auf der Alm zwischen die sieben Brunnen; es war so recht für die Almleut!“

„Beruhige Dich, Josel,“ sagte der Freiherr, „das Kirchl soll wieder erbaut werden.“

„O, tausend Vergelt's Gott!“

„Wo hast Du denn das Bild und den sogenannten Schatz hingetan?“

„Alles in meine Hütt'n, an einen regensicheren Platz, bis es der Pfarerr abholen laßt. — Es ist allerhand beieinander, es sind ein paar Taler, sind ein paar Kreuzeln, eines ist sogar ein goldenes. Dann war auch das dabei, da schauen S' einmal her, gnädiger Herr Baron.“

Er zog ein silbernes Herz aus seiner Westentasche und reichte es dem Freiherrn.

„Gleich hab ich's wieder kennt, obwohl's schon etliche dreißig Jahr her is, seit ich's g'sehn hab. Mein Gott, so was vergißt man ja decht sein Lebtag nit.“

„Was soll's denn mit diesem Herzen?“ fragte der Freiherr mit hochgezogenen Brauen.

„Wissen S' das ist das Herz — sie hat mir's zoagt, bevro sie's zu der Muttergottes tragen hat, die Rummelmoserin, die Schattbäuerin, bevro sie's der heiligen Muttergottes g'stiftet hat, damit der Freimann ihrem Sohn nit an den Leib sollt' können.“

Der Freiherr stieß einen leisen Schrei aus, das Herz entglitt seinen Händen und fiel zu Boden, dumpf an einem Stein aufschlagend. Ich trat rasch an die Seite des Mannes und erfaßte seinen Arm, denn es schien mir, daß er wanke. Er ließ sich willig von mir stützen und stierte dabei wie geistesabwesend auf den unscheinbaren Halschmuck hin, dessen Deckel durch den Anprall aufgesprungen war. Ein Strähnlein grauen Haares lag neben dem Herzen auf dem Boden.

Der Halter war über die plötzliche Veränderung seines Herrn so erschrocken, daß er erst nach geraumer Weile zu stammeln vermochte:

„Um Gotteswillen, gnädiger Herr Baron, Sie sind ja blaß wie eine Leich!“

„Es ist schon wieder gut, Josel,“ entgegnete Somma tief aufatmend, „es ist schon vorüber. Vielleicht bin ich zuvor zu schnell gegangen — doch nimm das Zeug da an Dich und behalte es, bis die neue Kirche fertig ist!“

Er wies mit der Hand auf das Herz hin, das vor uns auf dem Boden lag.

„Danke,“ sagte er dann zu mir, „ich danke für Ihre Güte. Kommen Sie, wir wollen schnell wieder herunter, heute gefällt es mir gar nicht hier oben.“

Nach diesen Worten entzog er mir seinen Arm und lief förmlich dem Walde zu. Ich folgte ihm auf dem Fuße und auch der Halter humpelte ein Stück Weges hinter uns her, blieb dann aber stehen und blickte uns verwundert nach.

Wie Knaben setzten wir über lose Steine, über Felsenrippen und Baumwurzeln hinweg und blieben erst stehen, als der Wildbach wieder an unserer Seite war. Der Freiherr wandte langsam sein Haupt nach mir um, just als koste es ihm Ueberwindung, mir ins Auge zu blicken. Sein Antlitz war noch immer bleich, auch der scharfe Lauf die steile Lehne herab hatte ihm keine Farbe zu geben vermocht.

„Verzeihen Sie mein Gehaben,“ bat er mit leiser Stimme, „der Mann da oben hat mir unbewußt mit beiden Händen

eine Wunde aufgerissen. Sie war freilich nur leicht verharscht. Diese Wunde, allein nun blutet sie wieder — so stark als wäre sie mir erst gestern geschlagen worden. Verzeihen Sie, ich bitte Sie!“

„Was hätte ich Ihnen zu verzeihen,“ erwiderte ich teilnahmsvoll, „es tut mir nur unangenehm leid, daß ich Ihren Schmerz nicht lindern kann, daß ich Ihnen in Ihrem großen Leide gar keinen Trost zu bieten vermag.“

„Trost!“ Er griff sich mit beiden Händen in das erbleichte Haar.

„O wenn Sie wüßten, was ich gelitten, die Jahre her gelitten habe! Unbeschreiblich! — Daß ich damals den Mut finden konnte, weiter zu leben!“

Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte seinen Körper.

„Baron,“ rief ich tief ergriffen und legte meinen Arm um seine Schulter, „fassen Sie sich, ich bitte Sie, fassen Sie sich!“

Jetzt beugte er sein Haupt nach rückwärts und blickte mir kurze Zeit starr ins Auge. Dann riß er sich plötzlich, just als hätte ihn eine Viper gestochen, von mir los und murmelte tonlos:

„Entblöbt — jetzt habe ich mich vor Ihnen entblöbt! — Dreißig Jahre hat kein Mensch erfahren, wie es um mich steht, wie es in mir aussieht, und nun kommen Sie und laden sich bei meinem Schmerze zu Gast. Wer gibt Ihnen ein Recht dazu?“

„Niemand,“ entgegnete ich, „es steht Ihnen auch jederzeit frei, mir die Türe zu weisen; trotzdem aber will ich Ihren Schmerz dadurch ehren, daß ich ihm in meinem Herzen ein wohnliches Plätzchen einrichte.“

„Sparen Sie sich! Das,“ sagte er mit bitterem Lächeln, „denn Sie werden dort bald für Ihren eigenen zu wenig Raum haben.“

„Mag sein das,“ entgegnete ich, „doch zum Ueberbordwerfen unnützen Ballastes ist es später auch noch Zeit. Vorläufig hat mein Herz noch immer Platz für fremdes Leid.“

„So? —“

Er strich sich die Haare aus der Stirn, gleichsam als müsse er sich erst besinnen, was er mir antworten solle.

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch,“ sagte er dann, „sind einer von denen, die ihre eigenen Wege gehen. Es ist ganz eigentümlich, wie es mich zu Ihnen hinzieht. Ich werde Sie rufen, wenn mir das Herz wieder übertoll — Sie müssen dann kommen und mir helfen, ein wenig von jenem Weh abzustreifen, das mich gar keinen Sonnenschein, ja nicht einen Tropfen goldenen Lichtes mit vollen Zügen genießen läßt.“

Ich streckte ihm meine Rechte hin und er ergriff sie mit beiden Händen und preßte sie an sein Herz. Dann gingen wir langsam, ohne ein Wort zu sprechen, abwärts durch den Wald dem Schlosse zu.

Daheim ließ ich mir seine Arbeit geben und fing sogleich an, mich darin zu vertiefen. Schon nach den ersten Seiten wurde ich gewahr, daß es kein gewöhnlicher Geist war, der sie geschaffen. Je länger ich aber las, desto mehr wurde ich gefesselt, desto höher stieg mein Interesse. Das war nicht das Werk eines zünftigen Juristen, das war die Arbeit eines Mannes, der sein ganzes Fühlen und Denken für sie verwendet hatte.

Ich las und las. Ich las bis in den dämmernden Abend hinein, ich las auch bei Licht noch weiter und hätte noch lange gelesen, wäre nicht ein Diener gekommen und hätte mich in meiner Andacht gestört. Es war jener mürrische Alte, der mir bei meiner Ankunft das Parktor geöffnet hatte. Heute schien er noch weniger gelaunt wie damals. Er gestand mir, daß ihm sein Herr Sorgen bereite. Heute sei er ganz niedergeschlagen, brüte vor sich hin oder durchmesse das Zimmer mit großen Schritten und gehabe sich manchmal wie einer, der — doch das dürfe er aus Respekt für seinen Herrn nicht aussprechen. Jetzt habe er ihn mit der Bitte zu mir geschickt, ich möchte zu ihm kommen und die Nacht mit ihm verbringen.

Ich erhob mich schweigend, legte das Manuskript in meinen Schreibtisch und folgte dem Diener in die Gemächer seines Herrn. Dieser kam uns schon im Vorhause entgegen, griff hastig nach meiner Hand und geleitete mich in sein Arbeits-

zimmer. Seine Rechte fühlte sich heiß an, heiß wie die Hand eines Fieberkranken.

„Wie lieb von Ihnen,“ rief er, „wie gut, daß Sie gekommen sind! Ich kann heute nicht allein sein, kann heute mit besten Willen nicht ohne Gesellschaft bleiben, denn heute jährt sich zum dreißigsten Male jene furchtbare, jene entsetzliche Nacht! Ich bin, wie Sie wissen, ein Mensch, der sonst am liebsten allein bleibt, aber heute, wahrhaftig, heute tut mir die Einsamkeit weh! . . . Sie müssen auch wissen, daß ich sie schon gesehen habe . . . Mit dem Kinde im Arme ist sie durch den Fichtenhain geschritten.“

„Wer?“ fragte ich mit leise bebender Stimme.

Sein Anblick flößte mir Grauen ein. Schon der unruhige, suchende Blick seiner Augen, dann das gerötete Antlitz — wahrhaftig, der Diener hatte recht: er glich einem Geisteskranken.

„Wer?“ erwiderte er erstaunt. „Wer soll es denn sein? Wissen Sie denn nicht, wen ich meine? — Doch wie könnten Sie wissen!“

Er preßte beide Hände an die Schläfen.

„Wie das Blut da in meinem Kopfe hämmert und pocht! O daß ich heute diesen unglückseligen Schmuck berühren müßte! — Wissen Sie, was ein Mutterherz vermag? Ein Mutterherz vermag fortzuwirken auch über den Tod hinaus!“

„Sie sollten sich zur Ruhe begeben, Baron.“ sagte ich, „denn ich fürchte, daß Sie starkes Fieber haben.“

„Wie kann ich ruhen, wenn der Kopf voll ist von unseligen Gedanken, grauenhaften Bildern, schreckhaften Gestalten!“

„Hinaus mit ihnen! Wenn es sein muß, mit Gewalt hinaus!“

„Das ist leicht gesagt.“ Er richtete seine heißen Augen starr auf mich. „Doch Sie haben mir ja Beistand versprochen in schrecklichen Stunden: Kommen Sie, ich will Ihnen etwas zeigen.“

Er trat ans offene Fenster und wies mit der Rechten auf ein weißes Kreuz, das unter dunklen Fichten gespensisch hervorleuchtete.

„Sehen Sie,“ rief er mit lauter Stimme, „den Hügel dort, auf dem jenes Kreuz steht? — Unter diesem Hügel schläft mein Glück. Seit dreißig Jahren schon schläft es dort, für immer schläft es dort. — Setzen Sie sich.“ Er rückte mir einen Stuhl zurecht.

„Ich werde Ihnen anvertrauen, was ich noch keinem Menschen anvertraut habe, werde Ihnen anvertrauen, wie dieses mein Glück unter jenen Hügel dort zu ruhen kam. Wollen Sie mich hören? — Ja, Sie müssen mich hören, da ich heute ein schier unbezähmbares Verlangen habe, mein Inneres einem Menschen, einem wirklich fühlenden Menschen, zu offenbaren.“

Ich wußte nichts zu erwidern. Nur seine Rechte ergriff ich und hielt sie mit beiden Händen fest.

„Aus diesem Hügel,“ fuhr er fort, „steigt sie in besonderen Nächten heraus, das Kind auf dem Arme, und schwebt durch den Park hin, zwischen den Fichten durch dem Teiche entlang — leicht wie eine Wolke, nein, wie der Hauch einer Wolke . . . Doch ich vergaß ja wieder, daß Sie das alles nicht verstehen können, bevor ich Ihnen Einblick gewährt in meine Vergangenheit. Hören Sie also“

Er rückte seinen Stuhl nahe ans Fenster und begann dann mit leiser Stimme:

„Mein Vater war ein hoher Verwaltungsbeamter. Er hatte kein Vermögen, trachtete aber mit dem, was ihm seine Stellung abwarf, durchzukommen. Da ich sein einziges Kind war, ging das schließlich nicht allzu schwer. Meine Mutter habe ich nicht gekannt; sie wurde mir entrissen, als ich noch ein ganz kleines Kind war. Mein Vater ließ mir eine sorgfältige Erziehung angedeihen, was mir später im Leben natürlich sehr gut zustatten kam. Ich trat in den Justizdienst, denn ich glaubte, Talent für den Richterstand zu besitzen. Es ist möglich, daß ich mich gar nicht täuschte, da ich in der Tat bis zu jener furchtbaren Katastrophe Lust und Liebe zu meinem Berufe hatte. Ich kam rasch vorwärts. Als mein Vater starb, war ich schon ziemlich hoch oben . . . Alter Adel, eiserner Fleiß und — wie man sagte — nicht

# CASA LUCULLUS

Deutsche

Colonialwaren-, Delikatessen-, Wein- u Thee-Handlung

Casa postal 240 — Rua Direita N. 55 B — S. PAULO

gewöhnliche Fähigkeiten, hatten mich schnell emporgebracht.

Ein Jahr nach meines Vaters Tode lernte ich sie kennen. Ich hatte mich zuvor mit den Weibern nicht viel abgegeben. Sie müssen das wissen, weil Sie dann leichter verstehen werden, daß mich die eine so ganz, so wahrhaft fürs Leben an sich fesseln konnte.

Hier in diesem Schlosse lebte sie. Es fehlen mir die Worte, Ihnen zu schildern, welch tiefen Eindruck sie schon bei der ersten Begegnung auf mich machte. Diese lachenden Kinderaugen, dieses feine, ein reiches Gemüt, eine zarte Seele verratende Gesichtchen, diese Anmut, dieser Liebreiz — kurz, ich hatte bald keinen anderen Wunsch mehr als den, sie zu besitzen.

Die Erfüllung meines Wunsches war aber nicht gar so leicht. Zunächst mußte ich mir eine Zuneigung erobern, und als mir das gelungen, hieß es, den Widerstand besiegen, den ihr Vater, der Graf, unserer Verbindung entsetzte. Der alte General hatte seine Frau ein paar Jahre vorher verloren. Die beiden sollen in der glücklichsten Ehe miteinander gelebt haben. Nun war er mit seiner Tochter allein und er erblickte in ihr alles, was ihm das Dasein noch lebenswert machte. Er liebte sein Kind wahrhaft abgöttisch.

Ich war dem alten Haudegen nicht unsympathisch, ja, er fand sogar Gefallen an mir — seine Tochter wollte er mir aber trotzdem nicht geben, er wollte sie überhaupt niemandem geben, weil er das Kind eben zu sehr liebte.

Später dann wollte er eine Verbindung seiner Tochter mit mir gestatten, jedoch nur unter der Bedingung, daß ich meine Stellung aufgebe und ihm seine ausgedehnten Besitzungen bewirtschaften helfe. Dagegen wehrte ich mich aber entschieden, da ich, wie schon erwähnt, damals noch Freude an meinem Berufe hatte und auch deshalb, weil ich von meinem Schwiegervater und von meiner Frau materiell nicht abhängig sein wollte.

Schließlich gelang es mir und meiner Braut doch, den Widerstand des alten zu brechen. Wir mußten allerdings feierlich versprechen, recht oft bei ihm zu Gaste zu sein; außerdem nahm er sich vor, die Wintermonate in Zukunft bei uns zu verbringen.

Unser Bund wurde hier in der Schloßkapelle gesegnet. Nach der Trauung begaben wir uns in die Hauptstadt. Unterwegs hatten wir ein kleines Abenteuer, das ich zuerst kaum beachtete, an das ich später aber oft denken mußte.

Als unser Gefährt in die Klamm einbog, dort, wo sich Bach und Straße durch die Felsen zwängen, dort, wo man ob der wilden Sprache des Wassers sein eigenes Wort kaum hört, scheuten plötzlich die Pferde vor einem Gegenstande, der ihnen platt vor die Füße gefallen war. Gleichzeitig durchschwirrte ein Jauchzer die Luft. Mein junges Weib fuhr erschreckt zusammen und blickte starr zu einer Felswand empor, auf der ein Bauernbursche neben einer Lerche stand und grüßend den Hut gegen uns schwang. Der Kutscher konnte die erschreckten Tiere nur mit Aufbietung seiner ganzen Kraft bändigen; in voller Flucht rasten sie durch den Hohlweg hinab und besänftigten sich erst wieder, als sich das Tal vor unseren Blicken zu weiten und der Bach neben uns ein wenig ruhiger zu werden anfang.

Ich sohnkte — wie gesagt — den Vorfalle nur geringe Beachtung, hatte seiner auch bald vergessen. Wie anders — fing doch jetzt eine so schöne Zeit für uns an!

Der Freiherr seufzte tief.

„Es war sehr schön,“ sagte er, nachdem er längere Zeit in die Nacht hinausgeblickt hatte, „es war echtes Glück, es war ganz ungetrübt, wolkenloser Himmel. . . Wol-

kenlos, wahrhaftig . . . Dann plötzlich aber . . . Ja, plötzlich! . . .“

Er sprang auf, durchmaß das Zimmer mit großen Schritten und ließ sich erst nach geraumer Weile wieder auf seinem Sessel nieder.

„Plötzlich,“ fuhr er mit umflorter Stimme fort, „kam es heran, das Unheil holte gegen uns aus und zertrümmerte unser Glück mit einem Schlage. . . Und das noch dazu in einer Zeit, in der es seine schönsten Blüten trieb.

Mein Weib fühlte ein neues Leben unter ihrem Herzen erwachen. Die Ahnung zukünftigen Mutterglückes lag wie Sonnenschein auf ihrem Gesichtchen, durchleuchtete ihre Seele wie ein wunderbares Licht, verlieh ihr eine solche Fülle engelhaften Liebreizes, daß ich zu hoffen wagte, hier müsse die Natur ein ganz eigenes Werden vorbereitet haben. Muß auch so gewesen sein.

Wie es um mich stand? . . . Ach, ich kann Ihnen nur sagen, ich hatte eine große, große Freude! Ich freute mich so unbändig, daß ich mein Glück am liebsten in die Welt hinausgeschrien hätte. . . Das habe ich nun allerdings nicht getan, ich tat etwas anderes, etwas, das mir damals würdevoller erschien. Ich saß mit dieser großen Freude im Herzen am Richtertische und entlarvte Verbrecher. . . Und wie entlarvte ich sie! . . . O, ich kehrte ihnen das Unterste zu oberst, ich bohrte mich förmlich in ihre Seelen ein, ich riß ihnen ihre schwarzen Herzen unbarmherzig aus dem Leibe, sie der Welt vorzeigend und arbeitete so für Strafanstalten und Zuchthäuser wie kein Zweiter. Wahrlich, wie kein Zweiter. Ja, aber . . .“

Der Freiherr lachte grell auf.

„Nicht nur für Zuchthäuser und Strafanstalten — ein Menschenleben führte ich einem noch viel höheren Ziele zu. Hören Sie . . . Eines Tages traf ein Schreiben meines Schwiegervaters ein, worin er uns tief erschüttert mitteilte, daß sein Verwalter durch die Hand eines Ruchlosen ermordet worden sei. Man habe den treuen Diener mit einem Schusse in der Brust als Leiche im Walde gefunden. Der traurige Fall gehe ihm tief zu Herzen, da er mit dem Heimgegangenen durch eine Reihe von Jahren gearbeitet und ihn als zuverlässigen und pflichteifrigen Beamten achten und schätzen gelernt habe. Für die Einbringung des Mörders habe er einen ansehnlichen Preis ausgesetzt. Die Gendarmrie sei dem Verbrecher bereits auf der Spur.

Diese Nachricht versetzte meine Frau in große Aufregung; sie fürchtete ernstlich für die Gesundheit ihres Vaters. Wir beschlossen daher nach kurzer Beratung, den alten Mann jetzt nicht allein zu lassen. Ich nahm Urlaub und wir reisten sofort ab.

Unterwegs gestand mir Margarete, daß ihr der Verstorbene bei aller Zuvorkommenheit, die er ihr gegenüber an den Tag gelegt, nie recht sympathisch gewesen sei. Er habe etwas gehabt, das sie nie vertragen konnte. Sie wisse nicht was es war: sie wisse nur, daß sie in seiner Nähe immer ein unangenehmes Gefühl empfunden. Unter den Bauern habe er viele Feinde gehabt, da er in Jagd- und Fischereiangelegenheiten, bei Feststellungen von Grenzen und bei allen möglichen anderen Dingen oft in Konflikt mit ihnen geraten sei. Dadurch sei den Leuten so mancher Prozeß an den Hals gekommen und viel Geld zum Fenster hinausgeflogen. Gar oft habe ihr Vater über den Kopf des Verwalters hinweg Vergleiche geschlossen und so manches Bäuerlein vor Unheil und wirtschaftlichen Ruin bewahrt. Sie könne immer noch nicht begreifen, warum ihr Vater so sehr an ihm gegangen.

Damit hatte ich über den Charakter des Ermordeten ein nicht gerade günstiges Urteil. Dies hinderte mich aber durchaus nicht, den Mann später als das Prototyp eines recht-schaffenen Menschen hinzustellen.

Papa trafen wir in einer Verfassung, die alles eher als beruhigend war. Seit unserem letzten Beisammensein hatte er sich stark verändert; seine Wangen waren eingefallen, sein Auge hatte den Glanz verloren; auch konnte er sich nur mühsam, nur mit Hilfe eines Stockes fortbewegen. Meine Frau brach bei seinem Anblicke in Tränen aus und auch mir ging sein Zustand tief zu Herzen. Nun merkte ich erst, wie lieb ich den alten Herrn hatte. Der Arzt erklärte uns, der Graf habe sich durch die Geschichte mit dem Verwalter

**GUSTAV BREYER**  
**HAMBURG**  
**PIANOS**  
**TROPENSICHER GEBAUT.**  
**HERVORRAGEND IN TON UND**  
**ELEGANZ. MÄSSIG IM PREIS.**  
**Illustrierter Katalog gratis.**



furchtbar aufgeregt. Später habe er sich durch das Verfolgen einer vermeintlichen Spur des Mörders bei Sturm und Regenwetter auch noch eine arge Erkältung zugezogen. Er hoffe das Beste, doch müsse man bei dem vorgeschrittenen Alter auch auf Schlimmeres gefaßt sein. Lieb wäre es ihm, wenn wir einen Professor aus der Stadt beriefen und den Kranken durch ihn eingehend untersuchen ließen. Wir kamen dieser Aufforderung natürlich sofort nach.

Bevor der Professor eintraf, kam die Nachricht ins Schloß, man habe den Mörder entdeckt und verhaftet. Durch einen Fund, hieß es, den man oben auf der Alm neben der Angerhütte gemacht, sei man ihm auf die Spur gekommen. Man habe neben der Hütte die Uhr und die Brieftasche des Verwalters, daneben aber auch ein Uhranhängsel gefunden, das man unzweifelhaft als Eigentum des Schattbauernsohnes erkannt, von dem man wußte, daß er seit Jahren mit dem Ermordeten in großer Feindschaft gelebt. Der Bursche habe den Mord bereits eingestanden, habe jedoch erklärt, die Wertsachen nicht mit der Absicht, sie zu rauben, sondern nur deshalb versteckt zu haben, damit der Verdacht nicht auf ihn falle, auf ihn, von dem jeder wußte, wie er mit dem Verwalter stand. Unbezwinglicher Haß habe ihn zu dieser grauenhaften Tat getrieben. Nun berührte es mich höchst merkwürdig, daß mit Ausnahme des Grafen niemand über diese Verhaftung so recht befriedigt war, noch mehr aber, daß alle den Verirrten lebhaft bedauerten. Mit Margarete besprach ich den Fall nicht; das arme Kind dachte jetzt nur an ihren kranken Vater. Sie war auffallend blaß geworden, hatte sich in wenigen Tagen stark verändert. Auf ihrer weißen Stirne ließ sich vorübergehend eine kleine Falte sehen, ihre Mundwinkel umspielte ab und zu ein herber Zug — es war als habe ein leichter Reif ihr sonniges Gemüt, ihre lachende Seele gestreift.

Der Professor aus der Stadt schüttelte, nachdem er den Grafen untersucht hatte, recht bedenklich das Haupt. Er stellte eine heftige Lungenentzündung fest und erklärte uns offen, daß er nur wenig Hoffnung habe, den Patienten zu retten. Darüber waren wir nicht wenig bestürzt — besonders meine Frau. Sie konnte sich zuerst gar nicht fassen und weinte nur immer, weinte lange und heftig. Dann aber nahm sie sich zusammen, trat an das Krankenlager ihres Vaters und pflegte ihn Tag und Nacht mit wahrhaft rührender Sorgfalt. Es half aber alles nichts, schon nach wenigen Tagen schloß er in ihren Armen seine lieben, guten Augen für immer.

Als der erste Schmerz vorüber, der Entschlafene in der Familiengruft beigesetzt war, reisten wir wieder nach der Stadt ab. Diesmal scheuten die Pferde im Hohlwege nicht; es regnete in Strömen, der Nebel hing bis zum Boden herab und die ganze Gegend hatte sich, just, als wollte sie sich vor uns verbergen, mit dicken Wolkenschleieren förmlich zugedeckt.“

\* \* \*

Nun folgten Monate stiller Trauer.

Der Freiherr richtete sich auf und strich sich mit der Hand über die Stirne.

„Sie vergingen,“ fuhr er fort, „ohne tiefe Spuren in mei-

nem Gedächtnisse zurückzulassen. Ich entsinne mich nur der Weihnachtszeit — wegen der vielen Tränen, die mein Weib in Erinnerung an ihren Vater unter dem Lichterbaum geweint. Später weinte sie nicht mehr — des Kindes wegen, das sie unter dem Herzen trug.

Der Winter verstrich und es kam der Vorfrühling und mit ihm eine Zeit anstrengender Arbeit für mich. Das Schwurgericht trat zusammen, um eine Reihe von Strafprozessen zu erledigen. Darunter befand sich jener schreckliche Fall, der sich hier in den Bergen zugetragen hatte.

Wenige Tage bevor er verhandelt werden sollte, fragte mich mein Weib, ob ich mit ihm zu tun haben werde.

Ich bejahte. Darauf bat sie mich, ich möge meine Stellung aufgeben, da wir doch Vermögen genug hätten und auch ohne sie leben könnten.

Das überraschte mich natürlich, wie Sie sich leicht vorstellen können. Ich fragte sie daher verwundert, was ihr plötzlich in den Sinn komme.

Sie errötete tief und erklärte mir sichtlich verlegen, sie wisse selbst nicht, wodurch sich in ihr mit einemmal eine Abneigung gegen meinen Beruf festgesetzt, sie wisse nur, daß sie es lieber sähe, wenn ich nicht das wäre, was ich sei.

Ich faßte das als eine Laune auf, ihrem Zustande entsprungen, nahm sie in meine Arme und wollte sie küssen. Sie entzog sich mir aber und eilte davon.

Der Prozeß nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Schon die Vorerhebungen hatten mir viele Mühe verursacht. Die Verhandlung vor den Geschworenen dauerte allerdings nur einen Tag, doch dehnte sich dieser Tag bis gegen Mitternacht aus. Der Schwurgerichtssaal war wie bei allen Prozessen, bei denen ein armer Sünder für den Henker präpariert wird, mit Neugierigen dicht gefüllt. Der Angeklagte machte einen ganz eigentümlichen Eindruck auf mich. Ich erinnere mich nicht, je einem Verbrecher gegenübergestanden zu sein, der mein Interesse so angeregt hätte, wie dieser Bauernbursche. Es stak etwas in ihm, das unwillkürlich fesselte. Schon sein Aeusseres war nicht gewöhnlich. Die Gestalt hochgewachsen, breitschulterig — wie ein Stück Hochwald. Das Gesicht scharf geschnitten, die Augen tief und dabei von einem unheimlichen, verzehrenden Feuer. Dann sein Benehmen, die Art und Weise seiner Verteidigung — alles in allem, eine ganz merkwürdige Erscheinung — eine seltene Verbrechertypen — dachte ich damals.

Wenn er auf den Ermordeten zu sprechen kam, glühte er förmlich vor Haß. Man fühlte deutlich, daß es Haß, nur Haß war, der ihn zu dieser Tat getrieben. Gleichwie in der Voruntersuchung gestand er auch hier vor den Geschworenen den Mord freimütig ein; blieb aber dabei, die Wertsachen des Ermordeten nur deshalb versteckt zu haben, um den Verdacht von sich abzulenken.

Die Zeugen sagten durchwegs günstig für den Angeklagten aus, gegen den Verwalter aber legten fast alle eine gewisse Abneigung an den Tag. Manche erzählten sogar Dinge, die meinem Schwiegevrater nicht zu besonderer Ehre gereichten.

Das half dem Angeklagten aber alles nichts: ich meinte, mich mit einem gewöhnlichen Morde nicht begnügen zu dürfen, ich mußte meinen Raubmord haben und konstruierte daher einen solchen. Dies gelang mir umso leichter, als der Verteidiger alles eher als mit Talent in die Verhandlung eingriff.

Die Verhandlung endete mit der Verurteilung des Angeklagten zum Tode.

Hochbefriedigt über die Arbeit, die ich geleistet, über das Werk, das ich vollbracht, schickte ich mich gerade an, nach Hause zu gehen, als ein Gerichtsdienstler auf mich zugestürzt kam und mir atemlos berichtete, daß meine Frau nach der Urteilsverkündung von einer schweren Ohnmacht befallen worden sei. Man habe sie in ein Nebenzimmer gebracht und dort auf eine Bank gebettet. Ein Arzt bemühte sich bereits um sie.

Ich starrte den Mann erst eine Zeitlang an, um ihn dann zu fragen, ob er vielleicht verrückt geworden sei und wen er wohl für meine Frau halte. Er blieb aber bei seiner Behauptung und erklärte mir noch, daß er selbst am Morgen der Gräfin rückwärts auf einer Bank einen Platz freige-

# Norddeutscher Lloyd, Bremen

Regelmässiger, vierzehntägiger Dienst von Bremen via Antwerpen, Vigo und portugiesische Häfen nach Brasilien (Pernambuco, Maceió, Bahia, Rio, Santos und São Francisco do Sul und umgekehrt) vermittelt der Postdampfer „ERLANGEN“, „WUERZBURG“, „CREFELD“, „HALLE“, „BONN“, „AACHEN“ usw.

———— Befördern Passagiere in Kajüte und Zwischendeck. ————

Fahrpreis nach Europa pro volle Passage: Kajüte 400 Mark ab Santos Rio, Bahia usw. III. Klasse nach Bremen, Rotterdam Antwerpen ab Santos Rs. 150\$000 (Preise verstehen sich exklusive 5 Prozent Steuer). — Von Europa Mark 180 in III. Klasse; wenn die Passage in einem Hafen Brasiliens gekauft wird 144\$000.

Ferner regelmässiger Dienst von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires vermittelt der Postdampfer „EISENACH“, „COBURG“, „GOTHA“, „DARMSTADT“, „GIESSEN“, usw. Befördern Passagiere in Kajüte und Zwischendeck.

Nähere Auskunft über Passagen, Abfahrteu usw. erteilen die Agenten:

**Zerrenner, Bülow & Co.**, S. Paulo und Santos  
**Herm. Stoltz & Co.**, Rio de Janeiro.  
**Carl Hoepcke & Co.**, São Francisco do Sul.  
**Asseburg & Co.**, Itajahy.

**Behrmann & Co.**, Bahia  
**Neesen & Co.**, Pernambuco  
**Herm. Stoltz & Co.**, Maceió

macht und daß sie der ganzen Verhandlung beigewohnt habe.

Nun wurde mir aber doch unheimlich zu Mute und ich folgte dem Manne sofort in das von ihm bezeichnete Zimmer.

Es war in der Tat . . . Wie leblos lag sie auf einer der harten Bänke.

Ich war fast gelähmt vor Schrecken und mußte meine ganze Willenskraft aufbieten, um nicht auch das Bewußtsein zu verlieren. Erst daheim erlangte sie die Besinnung wieder. Der Arzt meinte, ich hätte meine Frau in den Gerichtssaal mitgenommen und machte mir daher bittere Vorwürfe. Ich ließ ihn bei seinen Glauben. Er zürnte, daß derartige Aufregungen für Mutter und Kind von den schwersten Folgen begleitet sein können und er müsse daher gegen eine Wiederholung energisch protestieren. Der Mensch hatte keine Ahnung, wie bitter Unrecht er mir tat, wie gering meine Neigung war, das zartbesetete Wesen an meiner Seite mit den Mysterien des Gerichtssaales vertraut zu machen.

Auch auf mich übte der Vorfall eine nachhaltige Wirkung aus; ich war eine Zeitlang körperlich und geistig wie gebrochen und erholte mich erst nach Wochen.

Meine Frau legte jetzt eine gewisse Scheu vor mir an den Tag; sie wich mir aus, wo sie nur konnte. Ich wagte daher nicht, sie wegen ihres sonderbaren Interesses an jenem Kriminalprozeße um Aufklärung zu bitten und wollte lieber warten, bis sie selbst kommen und mir darüber Aufklärung geben werde. Und sie kam — zwar erst nach geraumer Zeit, doch sie kam.

Es war an einem lauen Frühlingsabende. Ich saß in meinem Schreibzimmer am offenen Fenster. Seit jener Verhandlung war es das erste Mal, daß ich mich freier fühlte, daß der Druck, der seit Wochen auf meiner Seele gelastet, ein wenig von ihr gewichen war. Ich träumte in den dämmernden Abend hinaus, der sich auf die Stadt niedersenkte, und sog in vollen Zügen die frische Luft ein, die der nahe Fluß zu mir heraufschickte. Da plötzlich ein leises Pochen an der Türe, Margaretha betritt das Zimmer und bittet mich, ihr ein wenig Gehör zu schenken.

Erfreut sprang ich auf, richtete ihr einen Stuhl zurecht und fragte, ob ich Licht bestellen solle.

„Laß uns im Dämmerlichte bleiben“, bat sie, „es ist mir lieber so.“

Sie ließ sich langsam auf den Sessel nieder und richtete den Blick voll auf mich.

„Max“, sagte sie, tief aufseufzend, „es geht mir nach bei Tag und Nacht. Max, du hast jenen Unglücklichen — du weißt, wen ich meine, viel zu streng beurteilt; ich bitte dich, verwende dich jetzt wenigstens für ihn, setze dich für seine Begnadigung ein!“

„Aber, Kind“, sagte ich, „zu streng beurteilt? Was fällt dir ein? Vergiß doch nicht, daß er nur ein gemeiner Verbrecher ist.“

„Richtig“, erwiderte sie gereizt, „doch du hast ihn noch gemeiner gemacht, als er ist. Wer hieß dich, ihm einen Raubmord andichten?“

„Den Raubmord hat die Sachlage ergeben“, entgegnete ich kühl.

„Er hat aber doch keinen begangen!“

Sie brach in lautes Weinen aus.

„Grete“, rief ich erschreckt, „was hast du nur um des Himmels willen!“

„Du hast kein Herz“, schluchzte sie.

„Herz? — Für gemeine Verbrecher? —“

„Weißt du, daß dieser gemeine Verbrecher deiner Frau das Leben gerettet hat?“

„Grete!“

Ich riß die Augen weit auf.

„In der Tat“, sagte sie ruhiger werdend, „Ich will dir erzählen, auf welche Art, vielleicht wirst du mich dann leichter verstehen — vorausgesetzt, daß du mich anhören willst.“ —

„Selbstverständlich.“

„Wir feierten meinen 14. Geburtstag“, hub sie an. „Just an jenem Tage hatte ich ein mächtiges Verlangen, einmal so ganz allein, so ohne jede Aufsicht durch die Berge und Wälder meiner Heimat zu streifen. Ich entschlüpfte daher meiner Gouvernante und verließ heimlich das Schloß.“

Mit aufgelöstem Haar, fröhlich wie ein Vogel ging es dahin über Wiesen und Felder und dann hinein in den Wald, in den grünen geheimnisvollen Wald. Hier lauschte ich einem Vöglein, dort nahm ich ein paar Erdbeeren vom

Boden auf oder brach eine Blume. Dann ließ ich mich auf einer Moosbank nieder oder legte mich auf den Rücken und blickte durch die dichtverschlungenen Zweige zum blauen Himmel empor. So ging es tiefer und immer tiefer in den Forst hinein, bis an den Wildbach heran, den ich auf einem schmalen Brückenstege übersetzte. Hinter dem Stege ließ es mir erst recht keine Ruhe, ich mußte nun auch den Berg hinan, hatte ich mich doch schon lange genug danach geseht, von dort oben einmal so recht in die Welt hinaus zu gucken. Da schien es mir mit einem Male, als werde es ganz finster um mich. Ich suchte zwischen den grünen Nadelzweigen den blauen Himmel, konnte aber nur schweres mißfarbenedes Gewölbe erblicken.

Erschreckt blieb ich stehen. Was sollte ich nun ganz allein mitten im Bergwald? Da erhob sich auch schon ein furchtbarer Sturm, ein Sturm, der die Bäume mit wilder Kraft hin- und herschüttelte und manch einen aus ihrer Mitte der Krone beraubte oder gar mit allen Wurzeln aus der Erde hob. Blitze zuckten, es begann zu regnen und gleichzeitig schwere Hagelkörner niederzuwerfen in den Wald. Immer dichter und dichter fielen die Tropfen, fielen die Eisschloßen, immer rasender geberdete sich der Sturm. Ich hielt mit beiden Händen eine junge Fichte umklammert und weinte und schrie dabei vor Angst und Schreck. Erst als der Wind ein wenig nachgelassen, wagte ich, den Baum freizugeben. Ich lief nun, so schnell ich es mit meinen durchnäßten Kleidern konnte, den Hang hinab. Als ich in die Nähe des Baches kam, merkte ich schon an seiner Stimme, daß er mächtig angeschwollen war. Eine wahre Todesangst bemächtigte sich meiner . . . Wie, wenn die Brücke weggerissen? — Ich hatte keinen anderen Uebergang.

Die Brücke stand noch, doch das schmutzigbraune Wasser leckte schon an ihren Pfosten und machte sie in ihren Grundfesten erzittern. Du weißt, was unsere Bergwässer vermögen, wenn es droben auf den Almen ordentlich geregnet hat.

Es gab kein Ueberlegen, ich mußte hinüber. Da, als ich meinen Fuß auf die zitternden Bretter gesetzt, — ein dumpfes Krachen, ein gellender Schrei. . . Ich sank in die Knie und verlor die Besinnung.

Als ich sie wieder erlangt, dächte es mir zuerst, ich sei gestorben und drüben in einer anderen Welt aufgewacht — dächte es mich so, weil ich in ein paar tiefe, wie ein Irrlicht leuchtende Augen blickte, ein paar Augen, wie ich sie früher noch nie gesehen. Ich glaubte, diese Augen müßten einem von jenen Geistern gehören, die vom Allmächtigen aufgestellt sind, um arme Seelen emporzutragen oder in die Hölle hinabzustoßen. Erschreckt richtete ich mich auf. Da wurde ich gewahr, daß das irdische Dasein für mich nicht aufgehört, daß ich noch aus Fleisch und Blut zusammengesetzt, daß ich in der Sonne lag und ein halbwüchsiger Bauernbube neben mir kniete.

Ich griff mit den Händen nach meinem Kopf, da merkte ich, daß das Haar naß war und in Strähnen an meinem Körper herniederhing. Ich versuchte aufzustehen. Der Bube half mir dabei. Nun wurde ich gewahr, daß auch meine Kleider ganz durchnäßt waren und fing bitterlich an zu weinen. Der Bube tröstete mich und versprach mir, mich unverehrt heimzubringen ins Schloß meiner Eltern.

Wir gingen nun zusammen langsam durch den Wald. Er erzählte mir, daß wir beide in arger Lebensgefahr geschwebt. Der Sieg sei entzweigebrochen, ich sei ins Wasser gefallen und von den Fluten fortgetrieben worden. Da habe er sich mir nachgestürzt, habe mich gepackt und mit Aufbietung seiner ganzen Kraft ans Ufer gebracht.

Sein rechter Arm blutete. — Ich fragte ihn, ob er sich verletzt. — „Ach“, sagte er lachend, „die Haut habe ich mir an einem Steine da im Wasser herabgerissen.“ — Ob er Schmerzen habe? — „Beileibe nein.“ Auf der Alm werde das bald wieder heilen. Seine Mutter habe eine Salbe, die sei für Wunden gar so gut. Er sei nur froh, daß es ihm gelungen, mich herauszubringen aus diesem furchtbaren Wirbel. — Für mich könnte er — wenn es darauf ankäme — schon ganz andere Schmerzen aushalten. Er habe mich schon gesehen, dabei habe er immer den Wunsch gehabt, ein großer Herr zu sein, damit er mit mir reden könne.

So kamen wir aus dem Walde heraus und an die Mauer des Parkes heran. Hier trat uns der Verwalter entgegen. Er mochte wohl aus dem Dorfe gekommen sein, und nicht gewußt haben, daß meine Eltern die ganze Dienerschaft ausgeschiedt, um mich zu suchen — sonst — kurz, kaum waren wir in seiner Nähe, trat er auf den Buben zu und schrie: „Du Lump, wie kannst du dich erfrecken, neben der Komtesse einher zu laufen!“ zog eine Reitgerte aus seinem Stiefel und schlug ihm damit mitten ins Gesicht.

Da sah ich etwas. — Das Antlitz des Geschlagenen fing an zu glühen, seine Augen sprühten förmlich Feuer. Er lief ein paar Schritte nach rückwärts, hob einen faustgroßen Stein auf und warf ihn nach dem Beleidiger mit solcher Kraft an die Stirne, daß dieser nach rückwärts fiel und eine Weile wie leblos dalag. Darauf suchte er, ohne sich weiter um den Verwalter und mich zu kümmern, das Weite.

Meine Eltern dankten Gott, daß sie mich wieder hatten. Mutter weinte wie ein Kind und auch Vater hatte feuchte Augen und schloß mich, anstatt mich zu schelten, ein über das andere Mal in seine Arme.

Was tat ich nun? — Anstatt meinen Eltern ausführlich alles zu erzählen, verschwieg ich ihnen die Gefahr, die ich überstanden, weil ich — nun weil ich mich schämte, von einem Bauernbuben gerettet worden zu sein. Auch später — nie wollte ein Wort davon über die Lippen. Dabei wurde ich aber von einer inneren Stimme oft und oft förmlich dazu gedrängt, mit meinen Eltern über den Vorfall zu reden. — O, daß ich doch gesprochen hätte! Der Mann wäre heute sicher kein Verbrecher und nicht nur das — er wäre vielleicht ein Mitglied der besseren Gesellschaft, denn meine Eltern hätten für den Retter ihres einzigen, von ihnen so sehr geliebten Kindes, gewiß mehr als trockenen Dank übrig gehabt. — Max, verstehst du mich nun?“

Ich war aufgestanden; die Erzählung hatte mich tief erschüttert. Auf diese Art war ja doch eigentlich auch ich sein Schuldner, ich, der ich mein Möglichstes getan, ihn zu vernichten. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. O, wenn ich diesen Prozeß . . .!“

„Wirst du dich für den verwenden?“ fragte sie unter heftigem Schluchzen.

„Ja, gewiß.“

Ich trat zu ihr und drückte ihr Köpfchen an meine Brust.

„Weine nicht“, bat ich, „weine nicht, Grete, liebes Kind.“

Dabei war es mir selbst so schwer ums Herz, daß ich am liebsten laut aufgeschluchzt hätte.

„Ich werde für seine Rettung alles tun, alles, was in meiner Macht steht!“

„Ich danke dir“, sagte sie, ruhiger werdend, „ich danke dir von ganzem Herzen!“

\* \* \*

Der Freiherr machte eine Pause. Schweigend blickte er in die Nacht hinaus. Sein Auge folgte einer dunklen Wolke, die hinter den Bergen hervorgekommen war und nun frei in der Luft schwebend einem schwarzen Ungetüm glich, das alles zu zerstören droht, was in seinen Bannkreis gerät.

„Ich ließ“, fuhr er fort, „in der Tat kein Mittel unversucht, um den Unglücklichen zu retten. — Es ist mir nicht gelungen. — Soll ich Ihnen erzählen, was alles ich seinet halben versucht? — Nein, damit will ich Sie, so weit es angeht, verschonen.“

Zu jener Zeit schenkte mir mein Weib ein Söhnchen. Es war ein gesundes Kind, mit frischen lebendigen Augen. Die junge Mutter hatte bei seiner Geburt stark gelitten; sie sah blaß, erschrecklich blaß aus und konnte das Bett lange nicht verlassen. Der Arzt mahnte zur größten Vorsicht, warnte vor jeder Aufregung und empfahl ihr möglichste Ruhe. Er wollte auch nicht gestatten, daß sie das Kind selbst nähre, sie aber ließ es nicht von sich, denn sie hatte eine solche Liebe für das junge Leben, daß es ihr eine wahre Seligkeit erschien, ihm die Brust zu reichen.

Ich war gezwungen, die Geburt des Kleinen durch eine Lüge zu krönen, indem ich meinem Weibe für gelungen hinstellen mußte, was mir nicht gelungen war.

# Machina Especial „Combinada“ zur Kaffee-Reinigung.

Aus zwei Teilen bestehend, zur leichteren Handhabung

Die vollkommenste Maschine, weil sie aus dem berühmten Schärer Mecanica und dem unvergleichlichen Separator Monitor, verbunden mit 4 Verlesern, besteht.

Von hervorragender Solidität und grösster Dauerhaftigkeit, zerbricht den Kaffee nicht und gibt die in Santos besttaxierten Qualitäten.

Dieses System stellt die billigste Vereinfachung der erforderlichen Kaffee-Reinigungs-Maschinen dar

Es ist das letzte Wort über Kaffee-Maschinen. Jede Installation ist ein Erfolg. Zahlreiche Anerkennungs-schreiben stehen zur Verfügung der Interessenten.

## Companhia Mechanica e Importadora de São Paulo

Rua 15 de Novembro 36.

1350

Und nun der Tag, der mir die Nachricht brachte, daß all meine Bemühungen für den Verurteilten fruchtlos waren. Draußen, in der Residenz hatte mir einer auf allen Linien entgegengearbeitet. Mir war, als sollte ich selbst . . . Die ersten Stunden wußte ich vor Aufregung gar nicht, was tun. Ich bekam ein förmliches Nervenfieber und meine Kollegen rieten mir ernstlich, nach Hause zu gehen und einen Arzt zu rufen. Sie waren taktvoll genug, meinen Teil an diesem schrecklichen Akte menschlicher Justiz kurzer Hand auf sich zu nehmen.

Daheim rief ich die Dienerschaft zusammen und verbat ihr strengstens, in Gegenwart der Gräfin über den Fall zu sprechen. Auch ließ ich sonst keine Vorsichtsmaßregeln außer acht, um der leitenden Frau jede Nachricht über das Grauenhafte ferne zu halten. Dann machte ich noch einen letzten Versuch. Ich wandte mich telegraphisch an die allerhöchste Stelle und bat flehentlich für den Verirrten um Gnade. Gegen Abend wurde mir die Nachricht zuteil, daß meine Bitte nicht berücksichtigt werden könne.

Nun war der letzte Hoffnungsstrahl erloschen, nun wußte ich, daß es keine Rettung mehr gab.

Jene Nacht! . . . Ich brachte sie außer Hause zu, irrte durch die Gassen und Straßen der Stadt, ohne Unterbrechung, mit einem Gefühle, als wäre jener Unglückliche einer von meinem Blute, einer, der Haus und Namen mit mir teilte — ein Sohn meiner Mutter, ein Sohn meines Bruders oder gar mein eigen Kind.

Im Schatten der Häuser schlich ich dahin, Grauen im Herzen, gepeinigt von Schmerz und Gewissensbissen. O, in jener Nacht habe ich so recht empfunden, was es heißt, mitschuldig sein an dem Sterben eines Menschen!

Der Zeiger der Uhr rückte vor, Minute reihte sich an Minute, Stunde an Stunde. Der Mond ging unter, die Sterne erbleichten und im Osten zeichnete ein blutroter Streifen den Weg der kommenden Sonne.

Da zog es mich mit magischer Gewalt hin vor das Landesgericht. Ich wollte nicht dort sein und konnte doch nicht ferne bleiben, denn eine unsichtbare Macht trieb mich vorwärts, bis ich das Gebäude vor Augen hatte.

Es hatte sich bereits eine größere Gruppe von Menschen vor ihm angesammelt, die das Grauenhafte eifrig besprach. Einer aus ihrer Mitte, ein dicker behäbiger Bürger, grüßte mich jovial und trachtete dann, in meine Nähe zu kommen. Gleich erkannte ich ihn wieder. Es war ein ehrsamer Fleischermeister aus der Vorstadt, der unter den Geschworenen gesessen . . . Jetzt wollte er mir wohl die Hand schütteln und sich freundlichst um das Befinden des . . . erkundigen, wollte er von mir für seine stramme Haltung so eine Art Vorgenuß beanspruchen. Ich flüchtete vor ihm in

das Justizgebäude und ließ mir von einem Diener mein Arbeitszimmer öffnen.

Auch dieser Mann war bei der Saache. Gleich fing er an, mir zu erzählen, was für Vorbereitungen man bereits getroffen und wie . . . Ich schnitt ihm die Rede kurz ab, ihm Schweigen befehlend.

Er sah mich von der Seite an; Befremden spiegelte sich in seinem Blicke, dann entfernte er sich langsam. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und stützte den Kopf auf beide Hände.

Die Zeiger der Uhr vor mir an der Wand durchliefen eben die letzte Stunde des Unglücklichen . . . Eine Minute, wieder eine, noch eine, so fünfzehnmal und eine Viertelstunde war um . . . Dann wieder eine . . . Dazu also, dachte ich mir, haben die Menschen die Zeit messen gelernt, um ab und zu einmal einem aus ihrer Mitte das Sterben auf ein Haar genau vorausbestimmen zu können.

Der Klang einer Glocke schreckte mich aus meinen Betrachtungen. Flehend, wimmernd, wie das Weinen eines Kindes erschien mir das Läuten. Dazwischen mischte sich der Stundenschlag der Uhr und dumpfes Stimmengewirr, das von der Straße herauf in mein Zimmer drang. Ich stand auf, preßte beide Hände ans Herz und schwor bei allem, was mir lieb und teuer war, diese Räume ungezwungen nie wieder zu betreten.

Später kam mein Vertreter zu mir ins Zimmer. Er stutzte ein wenig, als er mich sah.

„Sieh hier, Baron?“ rief er und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Noch Gewissensbisse? — Na, nur keine Aufregung! Geschichte bereits vorüber — Kerl hat sich gut gehalten. — Gar nicht gemurrt — gestorben ohne Aufregung, ohne den leisesten Hauch von Feigheit.“

Ich hatte genug; ich ging.

Vor dem Justizgebäude drängte sich eine Menge Neugieriger. Wie mir vor ihnen ekelte! Ich hätte keinem dieser Menschen meine Hand reichen mögen, nicht um den Preis meines Lebens.

Daheim war alles ruhig. Die Dienerin meiner Frau erklärte mir, sie sei seit Mitternacht von ihrer Herrin nicht gerufen worden und vermute daher, daß sie und das Kind fest schliefen.

Ich schlich auf den Zehnspitzen in den Salon, der an das Schlafzimmer grenzte und ließ mich dort auf ein Sofa nieder. Eine dumpfe Müdigkeit überkam mich. Meine Nerven, die wochenlang auf das höchste angespannt worden waren, versagten plötzlich ihren Dienst. Mir träumte, mein Weib schritte, das Kind im Arme, gegen ein Hochgericht, an dem ein armer Sünder hing. Da flogen zwei große schwarze Vögel von dem Gerüste ab und auf meine Lieben zu. Mein



Weib hielt ihnen wie zur Abwehr den linken Arm entgegen und stieß einen gellenden Schrei aus.

Ich fuhr erschreckt in die Höhe und glitt dann auf den Boden nieder, das Haupt an einen Holzfuß anschlagend. Ich versuchte aufzustehen; es flimmerte mir vor den Augen und ich war wie gelähmt. Da wieder ein gellender, markerschütternder Schrei.

Ich sprang auf.

An der Wand, nebn der Schlafzimmertüre, stand Margarete. Sie hielt sich mit der Rechten rückwärts am Türpfosten fest und stierte mit weitgeöffneten Augen zur Zimmerdecke empor. Ihr prächtiges Blondhaar legte sich schlaff und glanzlos um ihre Hüften, ihr Mund war halb geöffnet, die Wangen waren bleich und eingefallen, wie die einer Toten.

„Grete“, rief ich, „um Gotteswillen, was fehlt dir?“

Sie stöhnte laut und richtete ihre großen Augen starr auf mich.

„Hast du nicht gesehen, Max“, sagte sie, „wie sie da oben, da oben an der Zimmerdecke einem nachlaufen? Bald werden sie ihn haben, und dann — werden sie ihn hängen.“

„Grete“, rief ich, mit Tränen in den Augen, „was fehlt dir? Grete, meine liebe Grete!“

Ich ergriff ihre Rechte und sank vor ihr in die Knie. Die Hand war kalt, eisig kalt. Sie entzog sie mir schauernd.

„Rühre mich nicht an“, stöhnte sie, „deine Hand riecht so nach Mord! . . . Hast du sie gesehen, die vielen, vielen Menschen, die heute da hinunter geströmt sind, sie alle wollten dabei sein. . . . Weißt du auch, Max, daß das Kind seine Augen hat? . . . Heute morgen, als sie ihm da unten den Strick um den Hals legten, da fing der Kleine zu schreien an. Ich hob ihn auf und sah, daß der arme Wurm seine Augen hatte. . . . Ja, es waren seine Augen, waren ganz dieselben tiefen, wie ein Irrlicht leuchtenden Augen. Und diese Augen offenbarten mir für ihren Träger eine furchtbare Zukunft. Mord, Henker, Hochgericht! . . . Da nahm ich den Wurm, nahm ihn und drückte ihn fest, drückte ihn fest, aus purem Erbarmen krampfhaft fest an meine Brust! Und jetzt atmet er nicht mehr, der Liebling, und jetzt weint er nicht mehr, der Liebling, und jetzt leuchten seine Augen nimmer wie ein Irrlicht. — Max, gib mir das Kind! —“

Den letzten Worten folgte ein gellender Schrei, ein Schrei, den man im ganzen Hause hörte.

Die Dienerschaft kam erschreckt herbeigelaufen. Doch niemand wagte über die Schwelle des Zimmers zu treten. Der Anblick der Aermsten wirkte — wie sie mir nachher erzählten — wahrhaft lähmend auf sie. Sie hatte mit beiden Händen den Türstock erfaßt und drückte ihre Finger so krampfhaft gegen das Holz, daß ihr das Blut unter den Nägeln hervorpuoll. Ihre Augen waren förmlich aus den Höhlen getreten, ihre kleinen, schneeweißen Zähne hatten sich fest in die Unterlippe verbissen. — Genug!“

Der Freiherr stand auf.

„Ein paar Tage später haben wir sie mit dem Kinde hier beigelegt.“

Er taumelte nach vorwärts, fing sich jedoch wieder am Fenster und lehnte sich mit beiden Armen über dessen Brüstung hinaus.

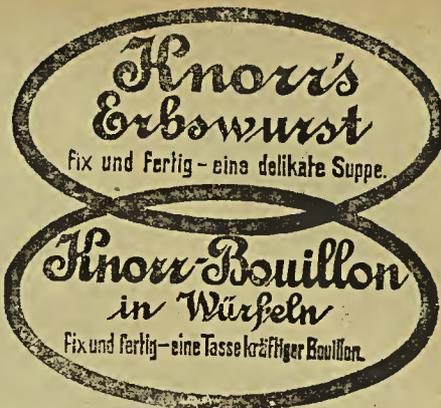
Ich war aufgesprungen, um ihn zu halten.

„Sehen Sie“ sagte er mit heiserer Stimme, „da steigt sie wieder aus dem Grab heraus.“

Wahrhaftig — ein tiefes Grauen erfaßte mich — dort hinter dem weißen Steine, zwischen den dunklen Fichten schwebte ein Nebelfetzen hin. Wie ein aus zarten Spitzen zusammengesetztes Frauenkleid erschien es mir. Je länger ich hinsah, desto deutlicher wurden seine Umrisse. Zuletzt schien es mir, daß oberhalb der lustigen Gewände ein bleicher Frauenkopf sichtbar wurde.

„Das Kind“, rief der Freiherr, „sehen Sie auch das Kind?“

Immer näher und näher kam uns das Gebilde, immer greifbarer schien mir seine Gestalt. Jetzt konnte ich es deutlich vor mir sehen. Plötzlich schwenkte es nach rechts ab, hob sich über den Fichtenhain und strebte langsam der Bergesehne zu, wo es sich mit anderen Nebelfetzen,



Es ist bekannt, daß alle Deutsche bei längerem Aufenthalt im Ausland ein wahrer Heißhunger nach deutschen Gemüsen befällt, für die die köstlichsten fremden Bodenerzeugnisse keinen Ersatz zu bieten vermögen. Ihnen kann nicht dringend genug geraten werden, sich durch eine Hamburger Export-Firma eine Sendung Dörrgemüse von C. H. Knorr in Heilbronn a/Neckar kommen zu lassen, die neben ihren weltberühmten Suppentafeln, Erbswürsten und dergl. speziell für den Export nach den Tropen bestimmte, durchaus haltbare Dörrgemüse in allen Sorten herstellt. Die Knorr'schen Präparate sind überall von geradezu unschätzbarem Nutzen.

die aus den tiefen Gräbern hervorgekommen waren, zu einer gestaltlosen Masse vermengte.

Der Freiherr atmetete tief auf.

„Jetzt ist sie vorübergegangen“, sagte er, „heute kommt sie nicht wieder.“

\* \* \*

Am anderen Morgen wurde ich durch ein dringendes Schreiben in die Stadt zurückberufen. Beim Abschiede nahm mir der Freiherr das Versprechen ab, ihn wieder zu besuchen.

Es kam nicht dazu. — — Der Freiherr fand bald nach unserer Trennung unter jenem Hügel zwischen den dunklen Fichten neben seinen Lieben die ersehnte Ruhe.

Nur sein Buch, das ich später herausgab, brachte der Welt eine Kunde von dem Schmerz, der sein Herz zerrissen hatte.

## Reisebrief aus Ecuador.

Von Sign und Kreuz.

Guayaquil, 19. April.

Nach viertägiger ereignisloser Fahrt mit dem Dampfer „Peru“ von Panama ankerten wir am 15. Morgens im Guayas Fluß, etwa zwei Meilen vom Landungsplatz. Guayaquil streckt sich etwa eine Meile lang am rechten Ufer dieses Stromes, der hier eine Breite von über einer Meile hat. Die Stadt liegt auf flachem, niedrigen Terrain und ihre breiten, reinlichen, wenn auch schlecht gepflasterten Straßen, widersprechen der Tatsache, daß Guayaquil eines der verrufensten Gelben Fiebernester der Welt ist. Augenblicklich schützen sich alle südamerikanischen Häfen durch sechstägige Quarantäne gegen Einschleppung der Krankheit, die übrigens gegenwärtig stark im Abnehmen begriffen ist. Auch die Beulenpest, die jüngst hier grassirt hat, ist im Verschwinden. Nichtsdestoweniger habe ich mich auf Anraten Einheimischer entschlossen, den größeren Teil meines Aufenthaltes in Ecuador in der 9350 Fuß hoch gelegenen Hauptstadt Quito zu verbringen, wohin ich morgen früh reise.

Uebrigens genügt ein viertägiger Aufenthalt, um Guayaquil kennen zu lernen, denn die Stadt, obwohl an die 100,000 Einwohner zählend, ist nur von geringem Interesse. Der Hafen ist unbedeutend und



an Sehenswürdigkeiten ist vollständiger Mangel. Ein oder zwei Plazas mit tropischen Blumen bepflanzt und mit mittelmäßigen Statuen verziert, einige unbedeutende Kirchen, das ist etwa alles. Die Hitze ist drückend, man bleibt gerne in seinem Zimmer, und selbst am Abend, wenn eine kleine Brise die tropische Temperatur etwas abkühlt, findet man keinen Platz, wo sich die Zeit angenehmer totschlagen ließe. Die Geschäfte werden früh gesperrt. Theater, mit Ausnahme eines chilenischen Zirkus, der sich vorübergehend hier produziert, gibt es im Augenblicke nicht, und die einzige Zuflucht, die sich bietet, sind ein paar Trinkstuben, mit Tischen auf dem Trottoir, oder Spielhöllen, deren es genügend gibt. Gegenüber meinem Hotel ist eine solche Trinkstube, wo echtes Münchener Hofbräu und Pilsner vom Faß (zu 15 Cents das Glas) ausgeschenkt wird. Dahin ziehts mich denn, obwohl ich kein Trinker bin, jeden Abend.

In diesem Lokal finden sich stets einige Deutsche der hiesigen Kolonie, welche die einzige ist, die ein Klublokal besitzt. Ihre Mitglieder gehören zu den angesehensten der hiesigen Kaufmannschaft und beschäftigen sich hauptsächlich mit Importation und Großhandel. Der Kleinhandel wird stark von Italienern und Spaniern betrieben. Amerikaner gibt's nur wenige, und diese sind zumeist Angestellte der Guayaquil-Quito-Eisenbahn oder Spekulanten in Minen und Landgeschäft, deren Aufenthalt hier gewöhnlich temporärer Natur ist.

Der ungünstige sanitäre Zustand der Stadt verhindert mich, die Stadtbevölkerung der niedrigen Klasse in ihren Quartieren zu studieren, und die einzige Gelegenheit diese zu beobachten bietet sich mir in einem großen unsauberen Markt am Maleon, dem Flußufer, oder auf den Verkehrslinien, deren es merkwürdigerweise drei verschiedene hier gibt, und zwar eine elektrische, eine Maultier- und eine Dampfstraßenbahn. Die Maultierbahn ist mit Wagen ausgestattet, die aus der Zeit Pizarros stammen mögen, und die Dampfswagen datiren gewiß aus der Periode der ersten Versuche mit solchen Beförderungsmitteln.

Unter den Umständen verlasse ich denn auch Guayaquil ohne Bedauern und freue mich nach der Rückkehr von Quito nur ganz kurze Zeit hier zubringen zu müssen, bevor ich den Dampfer „Victoria“ nach Callao, Peru, nehme.

Riobamba, in der Cordillera.

20. April 1911.

Ich bin heute Abend mit dem Zuge der Guayaquil-Quito-Eisenbahn, der dreimal wöchentlich zwischen den zwei Städten verkehrt, hier eingetroffen. Riobamba liegt 9,064 Fuß hoch auf einem kleinen Plateau, von wo aus man einen herrlichen Blick auf den Riesen der ecuadorianischen Cordillera, den Chimborazo, genießt. Das etwa 10,000 Einwohner zählende Städtchen ist die Nachtstation auf der Strecke nach Quito, die, obwohl nur 250 Meilen lang, nur in zwei vollen Tagereisen zurückgelegt werden kann, weil die Züge Nachts nicht verkehren. Es ist jedenfalls sicherer so, denn die Bahnanlage, mit einer Steigung von etwa 12,000 Fuß in 110 Meilen, ist eine solche, daß sie häufigen Erdbeben und Auswaschen durch heftige Regengüsse und Gebirgsströme ausgesetzt ist und damit Gefahren bietet, die des Nachts besser vermieden werden.

Um rechtzeitig auf der Abfahrtsstation zu sein, war ich gezwungen, um halb fünf Uhr Morgens aufzustehen und noch vor dem Morgenrauen ohne Frühstück das Fährboot zu nehmen, welches Guayaquil-Passagiere nach Duran, auf der anderen Seite des Guayas-Flusses, bringt, von wo der Zug um 6:30 früh abgeht.

Die Bahngesellschaft hat mir freie Fahrt gewährt,

und um nicht undankbar zu sein, will ich von der Bahneinrichtung und ihrem Dienst nicht sprechen und mich auf die Beobachtungen während der Fahrt beschränken, die zu den schönsten gehört, die ich je gemacht habe und für alles entschädigt, worüber man sich sonst beklagen könnte.

Die ersten fünfzig Meilen der Strecke sind flach oder mit geringer Steigung und führen durch sumppiges Land, welches mit dichter tropischer Vegetation bedeckt ist. Fremdartige Vögel in buntem Farbenschiller und prächtige Blumen lauschen im dunklen Grün des Urwaldes und in der Nähe der kleinen Stationen liogen Bananen-, Cacao- und Zuckerpflanzungen, abwechselnd mit Gruppen von Mango-, Papaya- und Brotruchtbäumen, auf denen die ecuadorianische Sanitätsbehörde, große schwarze Vögel, stationirt ist.

Die Passagiere sind zumeist einheimische Kaufleute und Hacenderos, unter denen sich auch ein Major der Armee befindet, der mit seiner Uniform ein buntes Taschentuch um den Hals trägt, und dessen Gepäck aus Obstkörben, Papierpacketen und mehreren lebendigen Hühnern besteht. Die Hütten längs der Strecke sind aus Bambusrohr und auf Pfählen gebaut. Ihre Bewohner sind Mischlinge, deren Sprößlinge sich zumeist im Adamskostüm am Geleise präsentiren, während sie selbst den Zug mit Früchten und mysteriösen Eßwaaren abhausiren. Unter den letzteren befinden sich, auf der oberen Strecke, gebratene Meerschweinchen, die mit dem Kopf und der abgeseigten Haut offerirt werden.

Wir passiren den Milagro und Yaguachi Fluß und beginnen bei Bucay eine Steigung von mehr als 3000 Fuß in 18 Meilen bis Huigra, wo Mittagsstation gehalten wird. Ueber das Essen hier will ich ebenso milde hinweggehen wie über den Zug selbst. Weitere zehn Meilen bringen uns nach der Nariz de Diablo, der Teufelsnase, einer wild romantischen Partie in der Höhe von 6270 Fuß. Der Pflanzenwuchs hat allmählig seinen Charakter verändert, die Palmen sind verschwunden und an ihrer Stelle sind Kaktus und ein niederer Baumschlag getreten, die mit nackten Felswänden und tiefen Schluchten abwechseln, von deren Seiten schmale Wasserfäden abfließen und auf deren Grunde rauschende Gebirgsströme sich über Felsgeröll und gefallene Baumstämme stürzen. Der Zug führt in Schlangenwindungen tiefen Abgründen entlang, verschwindet hier und da in einem Tunnel und häufig sieht man eine dreifache Schienenwindung weit unter oder über sich und staunt über die Kunst der Ingenieure, die hier den Weg gebahnt haben.

Bei Palmira erreichen wir den höchsten Punkt des westlichen Gebirgsrückens, 10,625 Fuß. Unterdessen ist es fühlbar kalt geworden und ein schwerer Ueberzieher fühlt sich höchst angenehm. Die Zugpolizei, aus den härtesten Elementen bestehend, wickelt sich fest in ihre Ponchos, die nebenbei gesagt in Baden fabriziert werden, und die wenigen Frauen hüllen sich frierend in ihre schwarzen Mantillas. Man schließt die Fenster und da zeigt es sich, daß die meisten von diesen aus Blech sind — doch ich habe mir vorgenommen, über diesen Gegenstand zu schweigen.

Von Palmira aus gehts einige hundert Fuß abwärts nach Guamote, dann mit einer leichten Steigung nach Cajabamba und Luiza, von wo eine kurze Seitenlinie nach Riobamba führt. Die Bergkuppen sind nun vollständig kahl geworden, aber das Plateau scheint gut kultivirt zu sein. Mais herrscht vor, aber man sieht auch viel Bohnen, Linsen und etwas Kartoffel. Das Vieh ist fett und ich bemerke hier die ersten Llamas. Von Cayabamba aus sieht man bereits die abgerundete Schneekuppe des Chimborazo, die bis zu zwei Dritteln seiner Höhe von 19,000 Fuß herabreicht. Weiterhin wird eine andere Riesenspitze, die des

Carahairazo, sichtbar. Bevor wir Luiza erreichten, wurde der Zug durch eine Auswaschung des Geleises auf längere Zeit aufgehalten und wir erreichten Riobamba mit einer Verspätung von einer Stunde.

Ein leichter Wagen brachte mich nach dem Hotel, dessen Namen ich aus Bosheit erwähnen will. Es heißt Hotel Central und ich bin überzeugt, daß es diesen Namen als Zentralisierungspunkt von Flöhen und Wanzen angenommen hat und reichlich verdient. Beim Abendessen machte ich die Bekanntschaft eines jungen Deutschen, der, vorübergehend, im Hotel Vorstellungen von kinematographischen Bildern gab, und dieser führte mich durch die finsternen Straßen zu einem anderen Deutschen, der mit seiner Frau ein kleines Geschäft in Riobamba betreibt. Ich kondolierte mit diesen und begab mich nach längerem Gespräch wieder in mein Hotel. Hotel Central! Man merke sich den Namen.

Quito, 24. April, 1911.

Um fünf Uhr Morgens erhob ich mich von meinem Prokrustesbrett in Riobamba, um die Fahrt nach Quito fortzusetzen. Auf dem Wege zum Bahnhof hatte ich die seltene Gelegenheit, dem Chimborazo ganz ohne Wolkenkappe zu sehen, und der mächtige Berg hat einen unauslöschlichen Eindruck bei mir hinterlassen. Ich will hier bemerken, daß der Name Alexander von Humboldt hier noch immer geläufig ist.

Vor der Abfahrt wurden die Namen der Passagiere mit anderen Personalien von einem Beamten abgefordert — eine Maßregel der Regierung deren Ursache ich nicht ganz ergründen konnte. „Eine bevorstehende Revolution,“ meinte ein einheimischer Passagier, den ich darüber befragte.

Bei Luiza erreichten wir wieder die Hauptlinie, und nun ging's aufwärts bis Urbina, 11,841 Fuß, dem höchsten Punkt der G. & Q. Bahn. Die Kälte dort war so empfindlich, daß ich mir ein zweites Paar Strümpfe anziehen mußte — und dies fast direkt unter dem Äquator. Von dort aus beginnt eine Talfahrt, bis Ginbato, einem Indianerstädtchen (8235 Fuß), wo, in Ermangelung einer weiteren Gelegenheit, schon vor 10 Uhr Mittagsstation gemacht wurde. Ein Bahningenieur hatte telegraphisch für sich, mich und zwei andere amerikanische Passagiere im Kloster der „madres de la Providencia“ Essen bestellt, und dies war die einzige Mahlzeit in Ecuador, die mir geschmeckt hat. Schwester Benedicta, ich werde Dich stets in dankbarer Erinnerung bewahren. Mögest Du noch lango unglückliche Quito-Reisende vor Unverdaulichkeit und sonstigen Magenbeschwerden schützen.

Die Landschaft an diesem Tage hatte einen Hochgebirgscharakter mit kahlen Bergspitzen vulkanischen Ursprungs und schneebedeckten Koppen, unter denen der von einer Rauchwolke gekrönte Coto-paxi der bedeutendste ist. Der Boden des Hochplateaus besteht aus vulkanischer Asche, die, künstlich bewässert, einen recht guten Pflanzenwuchs hervorbringt, und auch reichlich kultiviert wird. Auch die Hügel, denen wir entlang fahren, bestehen aus dieser Asche, die so wenig zusammenhängt, daß die Erschütterung des Zuges im Vorbeifahren sie überall loslöst und aufs Geleise herabrutschen läßt.

Um fünf Uhr erreichten wir Quito, die alte Indianerhauptstadt Ecuadors und auch heutiger Sitz der Regierung. Die Stadt liegt höchst malerisch in einem Thalkessel, umgeben von hohen Bergen, deren einer, der Pichancha, ein nicht aktiver Vulkan ist. Der Bahnhof ist außerhalb der Stadt gelegen, und schon auf der Fahrt nach dem Hotel bemerkte ich, daß die Straßen eng und so schlecht gepflastert sind, daß ich fast aus dem Wagen geschleudert wurde. Dazu kommt noch, daß einige davon aufgerissen sind, um die erste Trambahn Quitos zu legen.

Nach dreitägigem Aufenthalt kann ich über die ecuadorianische Metropole mit dem besten Willens Gutes berichten, es sei denn die schönen Frauen, das herrliche Klima und der durchsichtige, blaue Himmel, welche die Stadt zu einem Resort von Schwindsüchtigen machen. Ich meine natürlich nur die zwei letzteren Elemente. Schöne Frauen sollen schwindsüchtigen Männern nicht zuträglich sein.

Wie in Guayapul, nur in erhöhtem Maße, ist in Quito am Abend alles tot. Ueberall wird früh gesperrt, und es muß dem Fremden erscheinen, als ob die Stadt unermeßliche Reichtümer berge, denn alle Türen sind mit riesigen Vorhängeschlössern verschlossen, von denen ich nie weniger als zwei, aber häufig vier bis sechs an einer Türe zählte. Die meisten von diesen sind im Gewichte von mindestens acht bis zehn Pfund mit Schlüsseln von acht Zoll Länge, und sie interessirten mich als spanische Antipuitäten, bis ich ausfand, daß sie noch heute aus Belgien importirt werden und in den Eisenläden allseits käuflich sind. Man sagt aber, daß die Damen von Quito viel weniger verschlossen sind, als ihre Türen, und besonders Fremden, die sich länger hier aufhalten, nicht schwer zugänglich sind.

Unter den wenigen Sehenswürdigkeiten hier befinden sich die Kathedrale und Jesuitenkirche, die stark unter dem Vergleiche mit anderen schönen Kirchen zu leiden hätten, und in welchen hauptsächlich die Betstühle auffallen, die mit Schlössern befestigt sind, um sie — wie mir ein vierzig Jahre hier wohnender Herr versichert — vor dem Gestohlenwerden zu bewahren. Die Plaza de Independencia, mit einem Freiheitsmonument inmitten einer Parkanlage, umgeben von dem Regierungspalast, dem Municipali-tätsgebäude und dem erzbischöflichen Palast, ist der einzige Platz, der einigermaßen auf Schönheit Anspruch machen kann. Die berühmte Sternwarte von Quito ist ein unansehnliches Gebäude im Alauseda Park, wo jetzt auch ein Monument zur Erinnerung an die Richtiggstellung der Äquatoriallinie durch eine französisch-wissenschaftliche Kommission errichtet werden soll.

Ich bin im exklusiven Pichincha Club eingeführt worden, wo ich Nachkommen der Landesheroen Sucre und Flores kennen zu lernen Gelegenheit hatte und bin gestern früh um 9 Uhr dem Präsidenten der Republik, General Alfaro, durch den amerikanischen Gesandten, Mr. Fox, vorgestellt worden. Der alte Herr empfing mich aufs liebenswürdigste und unterhielt sich mit mir während einer Viertelstunde. Politik wurde nur insofern berührt, als der Präsident mir versicherte, an der großen columbianischen Konferenz in Caracas am 5. Juli teilnehmen zu wollen, wo die politische Allianz zwischen den Staaten Ecuador, Colombia und Venezuela besprochen werden soll. Auf meine Bemerkung, daß hoffentlich die Zeit kommen würde, wo alle südamerikanischen Republiken sich zu den „Estados Unidos del America de Sur“ vereinigen würden, meinte General Alfaro, daß dies vorläufig noch ein utopischer Gedanke wäre. Während meiner Unterredung mit dem Präsidenten waren auch der Kriegsminister Martinez Aguirre und der Staatssekretär Dr. Peralta anwesend, und als ich Abschied nahm, verehrte mir Präsident Alfaro seine Photographie im Großformat mit seiner Dedikation.

Unter den interessanten Männern, die ich hier kennen lernte, war mir besonders der englische Generalkonsul, Ludovic Soderström, ein seit vielen Jahren hier ansässiger Schwede, sympathisch. Ich besuchte ihn auf seine Einladung und fand sein Haus einen wahren Schatzkasten von Kuriositäten und Antipuitäten. Soderström ist Junggeselle und bewohnt ein uraltes spanisches Haus mit einem Labyrinth von kleinen Patios und Gärten, in denen die mannigfal-

tigsten Pflanzen und besonders Orchidäen von ihm gezüchtet werden. Ich habe bei ihm eine Sammlung von über tausend Gefäßen aus indianischen Gräbern vorspanischer Zeit gesehen und der sonstigen Merkwürdigkeiten so viele, daß ich sie nicht aufzählen konnte. Er hat mir einige Stücke aus seiner Sammlung zum Andenken verehrt und in mir, im allgemeinen, den guten Eindruck vermehrt, den ich, wenn auch nicht von Quito selbst, doch von der Lebenswürdigkeit der Quitoaner, mit denen ich in Berührung kam, empfangen habe.

Hut ab vor diesen Herren, wenn auch nur metaphorisch, denn in Quito ist es Sitte, den Hut auf dem Kopf zu behalten selbst bei einem Familienbesuch und in Gegenwart von Damen. Es heißt nämlich, daß man sich sonst schwere Erkältungen hier zuziehen kann. Bin ich vielleicht deshalb verschupft, wenn ich über Quito im Allgemeinen spreche?

## Die Schulhauseinweihung der Kolonie Campos Salles.

Im Jahre 1897 wurde über Anregung des Dr. Campos Salles, der die Schweiz besucht hatte und viel Vergnügen an den niedlichen Dörfern fand, die jetzige Kolonie begründet. Es wurden Schweizer Familien angeworben — die Regierung wies ihnen Land an und bald stellte sich dabei heraus, daß die gute Absicht eigentlich ein Schlag ins Wasser war. Der Fehler lag in erster Linie an der Regierung, die die einzelnen Lose zu klein bemessen hatte. Die Schweizer Verhältnisse lassen sich nicht auf Brasilien übertragen. Die Folge war, daß von den ursprünglichen Gründern nur einer zurückblieb Herr Gotthilf Jucker, — alle anderen Schweizer verließen Campos Salles. Es rückte dafür eine vollständig internationale Bevölkerung ein und waren es namentlich die Deutschen, die mit Energie und Ausdauer an die Arbeit gingen, unter Führung des Herrn Jucker, der unermüdlich jeden ermunterte, auszuhalten.

In dem internationalen Kessel ging die deutsche Sprache fast unter. Da kam G. Jucker auf die Idee, nach Besprechung mit dem ehemaligen, sehr beliebten Koloniedirektor Laufer, die Deutschen zur Gründung eines Schulvereins zu veranlassen. Direktor Laufer ließ bereits am 18. August 1898 alle deutschen Kolonisten zu einer Vorbesprechung einladen und schlug bei dieser Zusammenkunft das Zusammenhalten der Deutschen vor, führte ihnen die Notwendigkeit der Gründung einer deutschen Schule vor Augen. Das wichtigste Mittel, Kinder sind ja in dem gesegneten Lande immer da, ein Lehrer, fand sich bald in der Person des Herrn Anton Blaser. Der neue Verein war auch in der Lage, das fürstliche Gehalt von 50 Milreis per Monat ans werfen zu können, das später sogar auf die horrenden Summe von 100 Milreis erhöht wurde. Hier fragt es sich, wer mehr zu bewundern ist, der Lehrer oder die opferwilligen Kolonisten. Trotz der nicht sehr günstigen Lage der Kolonisten entwickelte sich die Schule immer weiter — sie wurde mit großen Opfern gehalten. Schwere Zeiten machte sie nach dem Weggang Blasers durch. Jucker, der Unermüdliche, übernahm 1906 das ihm oft angebotene Präsidium des Vereins und arbeitete mit allen Mitteln darauf hin, daß die „Deutsche Schule“ ein eigenes Heim erhalte. Mit diesem Vorsatz begannen auch die Sorgen. Jucker begann überall anzuklopfen und erhielt zunächst vom Deutschen Reiche durch das Auswärtige Amt 500 Mark, ferner durch die Ortsgruppe Hamburg 300 Mark. Das genügte natürlich

noch lange nicht und Jucker bettelte weiter für sein humanes Werk, unermüdlich, wie er sonst daran gearbeitet hat. Es wurden Bälle, Feste etc. veranstaltet und der Reinertrag dem Schulfond zugewiesen. Das Haus steht nun — Jucker hat für kleinen Taglohn selbst die Tischlerarbeiten gemacht, um Kosten zu sparen, desgleichen auch den Bauplan und die Zeichnung. Baumeister Wilhelm Schneider dürfte bei seiner Aufstellung ebenfalls mit der Uebernahme des Baues ein Opfer gebracht haben.

Eine sehr werktätige Unterstützung finden die Kolonisten in der Person des jetzigen Direktors, Herrn Antonio Ribeiro, eines Mannes, der sich der größten Sympathien erfreut.

Herr Otto Herbst, der tüchtige Lehrer und getreue Mitarbeiter des Herrn Jucker, kann nun in das neue Heim einziehen und wird hoffentlich noch recht lange dem deutschen Nachwuchs Sprache und Sitten der Väter erhalten.

Am Sonntag fand nun die feierliche Einweihung des neuen deutschen Schulhauses statt und zwar bei günstigstem Wetter unter zahlreicher Beteiligung vieler Fremder und Freunde des Schulvereins.

Herr Jucker erwies sich auch da als glänzender Arrangeur. Die Gäste von Campinas und S. Paulo wurden am Bahnhof erwartet — eine Schar weißgekleideter Mädchen eröffnete den Zug. Eine sehr tüchtige Musikkapelle, aus jungen Kolonisten rekrutiert, begleitete den Zug. Die üblichen Raketen und sonstigen Lärmmacher aus Pulver fehlten auch nicht. Zuerst führte Herr Jucker die Gäste in das Hotel Cosmopolis, wo ein gutes Frühstück unter Tafelmusik die erste, fröhliche Stimmung hervorrief. Nach der Pause wurden die Gäste per Wagen zu der ca. 4 Kilometer vom Orte entfernt gelegenen Schule geführt. Herr Baumeister Schneider übergab die Schlüssel, Herr Jucker zeigte den Versammelten den wirklich schönen, luftigen Raum. Nun wickelte sich das Festprogramm mäßig ab. Die Festrede hielt Herr Redakteur Heinritz von der „Germania“ und betonte besonders die Schwierigkeiten, die der Verein gehabt hat, kurzum, er führte das ganze Entstehen des Werkes vor. Dann sang der Gesangverein von Campinas einige Lieder. Darauf folgte in gebundener Sprache die Uebergabe der Schlüssel durch Herrn Schneider.

Der Gesangverein von Cosmopolis erfreute die zahlreiche Schar ebenfalls durch einige Lieder. Nach einer Rede des Herrn Jucker sprach Herr Leibinger, der Vertreter der „Deutschen Zeitung“, über das Deutschtum und seine Bedeutung für das Ausland — er begann mit geschichtlichen Rückblicken. Am Schlusse seiner Rede überreichte er der Schule ein Geschenk des Herrn Geysler, Chef der bekannten Casa Godofredo in Campinas. Ein Bild des Deutschen Kaisers in prachtvollem Rahmen. Dann sprach Herr Jucker über Deutschland und brachte ein dreifaches Hoch auf das mächtige Reich aus. Herr Redakteur Heinritz sprach dann noch in Portugiesisch auf die brasilianische Regierung, die sich so sehr der deutschen Kolonisten annimmt und feierte den anwesenden Koloniedirektor, Herrn Antonio Ribeiro. Am Schlusse brachte er ein Hoch auf die brasilianische Regierung aus.

Dann folgten vor der Schule sehr schöne turnerische Leistungen des Turnvereins Campinas. Preisschießen, Lotterie, Tanzvergnügen erwähne ich nur so nebenbei. Montag früh fuhren fast alle Festteilnehmer wieder zurück und dabei konnte man konstatieren, daß der größte Teil vom Fest direkt zur Bahn ging. Herr Krug in Campinas spendete dem Verein einige Kisten Bier.

Es war ein sehr schönes Fest, gut eingeleitet, gut beschlossen. Die „Deutsche Zeitung“ trat ebenfalls dem Schulverein bei und wird es sich stets angelegen sein lassen, Herrn Jucker in seiner Idee, eine

weitere Ausbreitung nach anderen Kolonien, mit allen Kräften zu fördern. Auf diese Weise wird es möglich sein, das zerstreute Deutschtum zu einigen und den Nachwuchs zum gemeinsamen Ziele zu führen: Liebe zur neuen Heimat und Freude am Ruhme der alten Heimat.

Anmerk. d. Redaktion. Mangels geeigneten Raumes mußte der Artikel etwas gekürzt werden. Auf den zweiten Teil, die Lage der Kolonisten behandelnd, werden wir später separat zurückkommen, wenn unsere Arbeiten auch völlig abgeschlossen sind.

## Der Husar.

Skizze von Paul Busson.

Seit dem Morgengrauen stolperte der brave Schimmel über die Landstraße, die von Geschützrädern aufgepflügt war wie ein Feld im Frühling. Flimmernde Hitze brütete über der Ebene, über dem stanbigen Grün der spärlichen Bäume und den zertretenen Kornfeldern, aus denen der schwache Lufthauch manchmal abseuchende Verwesungsgerüche aufjagte und summende Schwärme blauschillernder Fliegen. „Da sein Tote drin,“ dachte Korporal Zoll und tastete nach der schmerzenden Stelle am linken Oberschenkel, wo ein Streifschuß die rote Hose zerrissen und bis zum Stiefel hinunter dunkler gefärbt hatte.

Wahrscheinlich war die Schlacht, die vor drei Tagen begonnen hatte, noch immer nicht zu Ende. Denn man hörte leise, dumpfe Schläge in der Ferne, die sich oft wiederholten. Und soviel wußte Zoll schon, daß dies Geschützfeuer war — irgendwo am weiten Horizont der Ebene. Wenn nur der Hunger nicht gewesen wäre und der wahnsinnige Durst. Immer wieder drängte der alte Lud, der schneeweiße Schimmel, nach Osten, wo eine dunkle Baumreihe den Lauf des lehmigen Flusses bezeichnete. Aber eben dort hatten sie gestern auf Roß und Reiter geschossen; vielleicht ein Dutzend Schüsse waren gefallen, und einer davon riß Tuch und ein Stück Fleisch vom Bein. Wenn der Säbelkorb beim Traben auf die wunde Stelle schlug, tat es weh genug.

Wenn er nur wüßte, wo er jetzt war. Gestern hatte ihn der Rittmeister mit einer Meldung fortgeschickt, ihn, den Zoll. „Sie sind der Intelligenteste — machen Sie Ihre Sache gut.“ Ganz anders war er jetzt, der Rittmeister, als zu Hause in der Kaserne. Der Korporal hatte den Zettel im Leinenfutter des roten Tschakos versteckt und war abgeritten, mit jenem Angstgeföhle in der Magenrube, das nicht mehr gewichen war, seit er den ersten Toten gesehen hatte. Das war ein magerer, brauner Infanterist mit gelben Aufschlägen. Die ganze Schwadron hatte hingesehen. Er lag neben der Straße mit gespreizten Beinen, Erdklumpen in den gekrallten Fingern, und sein großer Mund stand schwarz und klaffend offen. Die Augen glotzten — wie Fischaugen — und unter dem schwarzen Haar hervor zog sich ein vertrockneter Blutstreif über die Stirn. Seitdem hatte Zoll die Angst bekommen. Aber mit der Meldung getraute er sich doch zur Mühle bei den zwei Ahornbäumen zu kommen, wo der Korpskommandant zu finden war. Und er hatte die Bäume schon von weitem gesehen. Aber aus den Büschen hinter einem halbverbrannten Haus am Wege waren plötzlich fünf dunkelblaue Lanzenreiter hervorgeritten und hatten Jagd auf ihn gemacht. Haha! Diese kleinen, struppigen Pferde und der hochbeinige Lud! Aber Teufel waren das, diese Dunkelblauen. Nach einer kurzen Rast, die der Korporal dem ausgepumpten Pferd gönnte, tauchten sie schon, klein wie Bleisoldaten, am Rande der Ebene auf und ritten seiner Fährte

im weichen Boden nach. So jagten sie ihn, unermüdetlich trabend wie wandernde Bären, bis zum Abend. Lud war fertig. Beim Wassersuchen hatte man auf den Reiter geschossen. Er war mitten im feindlichen Heer, das war gewiß. Denn von der Terrainwelle, die er vor einer Stunde hinaufgeritten war, sah er den Heerwurm auf allen Straßen kriechen — rechts und links. Sein Schimmel leuchtete wie Silber in der hellen Sonne, und er wußte, daß es unmöglich sei, durchzukommen. Auch in der Nacht nicht.

Plötzlich schlug er schwer auf den Boden. Er sprang rasch auf — mit einem ungarischen Fluch auf die Erde, das Pferd und den Gott, der Beide erschaffen. Der müde Gaul war gestürzt und lag nun keuchend im weißen Staube. Der Reiter riß am Zügel — mühsam und mehrmals strauchelnd hob sich der Schimmel und stand zitternd und schraubend. Der Durst brachte ihn so von Kräften. Die Sonne brannte wie Höllefeuer auf den bloßen Kopf des Reiters, und als er sich nach dem Tschako bückte, war es ihm, als sei sein Gehirn flüssig geworden und stoße schmerzhaft an die Schädelwände. Unweit von ihm lag etwas auf einer Wiese — grün und rot. Metal blitze daran. Ein Schwarm von schwarzglänzenden Krähen war hadernd und krächzend mit dem, was Zoll nicht ansehen wollte, beschäftigt. Ein grauer Karren mit einem Rad lag schief über der Straße, und Lud setzte schauernd Huf vor Huf, schnob und riß an den Zügeln, so daß ihn der Reiter kaum zu halten vermochte. Trotz aller Müdigkeit tänzelte er mit weitgeöffneten Nüstern und blies angstvoll die Luft aus. Ein Pferd lag da im Graben, mit aufgedunsenem Trommelbauch . . . für Lud gerade so fürchtbar anzusehen, wie der bunte Knäuel im Gras für den Unteroffizier, der sein Pferd an der Hand führte.

In den Satteltaschen und im Hafersack war nichts mehr. Kein Reservehafer war mehr da, kein eiserner Vorrat. Nur in der Hufeisentasche klapperte es von Eisen und Nägeln. Das konnte man nicht essen. Auf Meldung hatten sie ihn geschickt, aber mitgegeben hatten sie ihm nichts. Alle hatten den Kopf verloren. Niemand wußte, ob man vorwärts ritt oder zurück. Der Rittmeister vielleicht, aber den konnte man nicht fragen. Ueberhaupt der Rittmeister! „Intelligent — intelligenteste“ wiederholte Zoll. Er wußte nicht, was das hieß. Ein Schimpfwort war es nicht. „Jetzt tun sie daheim Korn schneiden — und ich bin nicht dabei. Und der Vater hat die Knöcht' vom Kis Gyula ausgeliehen, und bei den scheemen Wetter geht's grad prächt. Und der Lud der tat's nimmer lang — und es heißt grad sterb'n jetzt.“ Das war ganz anders mit dem Singen in der Kaserne und wieder anders mit dem, was in Wirklichkeit war. Nichts zu fressen, kein Wasser. Himmelherrgott, wohin? Wo war denn die Schwadron? Irgendwo unter der Sonne, auf dem weiten, grauen Feld mit den zertretenen Aeckern, in einer der vier Himmelsgegenden. Schmecks!

Eine verzweifelte Wut kam über ihn, Die Füße taten ihm weh. Seit acht Tagen hatte er die Csizmen kaum ausziehen können; Alles war geschwollen und wund. Der Staub war heiß wie Herdasche und das Leder hart wie ein Brett, rieb die Haut von den brennenden Sohlen. „Und gar kein Mensch nicht zum sehen . . . Die Gottesgab' verwüst und die Leut' davongelaufen. Ham Niemand nichts getan, grad ihr Feld gebant. Bauersleut' wie daheim. Möchten einen, gewiß und wahr Wasser geben oder eine Milch und sonst was. Das heißt man jetzt Krieg. Alles Bauernsöhn', was mir in der Schwadron sein — Ungarn, Daische nud Razen. Grad krepir'n müßt man da.“ Die Tränen rannen ihm herunter, wie er so neben dem hinkenden Gaul schlurfte, verschwitzt und grau von Staub, mit trockenem Gaumen und

stechenden Eingeweiden. Lud führte. Er wußte wohl, wohin. Dort hinten, wo das dunkle Band der Bäume lag, war das Wasser, dessen frischen Geruch seine Pferdenase wahrnahm.

Die Sonne kroch langsam in flachem Bogen nach Westen, und ihr Licht ward goldener und tiefer. Man konnte schon die Wasser rauschen hören, wenn man so bewegliche, nach vorwärts verstellbare Ohren hatte wie der alte Kommißgaul. Mit einem guten Glas hätte man wohl auch die grünuniformierten Männchen gesehen, die in kleiner Gruppe bei den Bäumen lagerten und ein bißchen blauen Rauch produzierten, der sich in dünnem Band über die Wipfel schlängelte. Zoll hätte auch gewußt, daß er geradewegs auf eine feindlichse Feldwache zuing, wenn er etwas im Magen und weniger Lehmstaub in den Augen gehabt hätte. Aber es war ihm auch wohl schließlich gleichgültig geworden, wohin er ging.

Ah! Was war denn das? Er sah Lud an, der ihn unschuldig aus braunen Pferdeaugen anblickte. Wer hatte ihn denn gerade vor die Brust gestoßen? Der Atem ging ihm ja aus — der ganze Mund war mit etwas schwach Salzigem gefüllt. Er spie aus — rotes blasiges Blut. „Vor lauter Hunger!“ dachte er; es wunderte ihn gar nicht. Aber dann war ihm wie zum Brechen. Der leere Magen zog sich qualvoll zusammen — noch einmal. Dann legte es ihn aber rarsch nieder in den Staub, und so streckte er sich mit offenen, staunenden Augen und fühlte mit den kalten Fingern unter dem nassen Hemd ganz deutlich die scharfen Ränder des kleinen Loches in seiner Brust. Und dann hob er ein wenig den Kopf und sah den Schimmel nach, der sich in wiehernden Trapp gesetzt hatte — ohne ihm, versteht sich. Da erblickte er auch zwei von den grünen Männern, die mit einer Tragbahre gelaufen kamen. Sonst nichts mehr. . . .

Sehr deutlich konnte er das Spätere nicht erkennen. Einiges jedoch ganz gut: daß er unter dunklen Bäumen lag, in denen der Wind rauschte, daß rotgelbe Feuer brannten und daß es nach Fleischsuppe roch. Ihm geben sie gewiß keine; es waren ja Feinde. Einer mit Brillen kam und fuhr ihm mit einer langen blitzenden Nadel in die Brustwunde. Es tat nicht weh. Dann gab man ihm aber doch zu trinken, das war jedoch wie Feuer, und der Durst wurde ärger. Irgendwo klimperte ein Instrument, und eine näselnde Stimme sang — in langgezogenen Tönen. Das war alles sehr sonderbar für Zoll. Dann dachte er an Mädchen. An eine, die Marie hieß und rothaarig war, und an eine, die sich Horvath Ilka schrieb und Zöpfe hatte. Oder war das die Tochter vom Schmied? Die Feinde sprachen auch mit ihm, aber das verstand er nicht. Seinen Attila hatten sie ihm ausgezogen und die Csizmen. Auf einmal fiel ihm die Meldung im Tschako ein, und er richtete sich auf — mit einem Ruck. Da war wieder das Blut — und die schwarze Nacht.

Die Kälte weckte ihn und schüttelte ihn so, daß seine Zähne klapperten. Man hielt ihm einen Becher an den Mund, aber er biß die Zähne zusammen. Der Durst war vergangen, und er fürchtete sich, daß der Trunk wieder so brennen würde wie der letzte. Er wollte die Hand heben, aber die war ihm fremd geworden. Sie befand sich schon am Arm und hing aus dem Hemdärmel wie sonst, aber sie gehörte ihm nicht. Der mit dem Becher hatte ein junges, und freundliches Gesicht und strohblondes Haar. Er brachte eine Pferddecke und legte sie über den Korporal. Dann nahm er die ungehorsame Hand in die seine, bis sie wieder etwas zu leben begann und sagte:

„Du heißen wie?“

„Korporal Zoll Istvan von der dritten Eskadron“, sagte der Verwundete. „Seids Ihr der Feind?“

Der andere zeigte zwei Reihen weißer Zähne.

„Nicht Feind jetzt. Wie Dir geht?“

„Gut“, sagte Zoll, und er log nicht. Der andere betrachtete die derbe, schwielige Hand des Korporals und fragte:

„Was Du sein — zu Hanse?“

„Ein Bauernsohn“ . . .

„Ja? Ich auch — meine Vater ein Bau'r . . .“

Der Korporal lachte vor Freude. Und dann fing er an, seinem geduldigen Zuhörer zu erzählen — von den Pferden, von den Kühen und Schweinen, vom Weizen und Hafer . . . Er sang auch ein Lied dazwischen, und ein geheurer Chor begleitete ihn. Die Sänger mußten in den Baumwipfeln sitzen, denn von oben kamen die bransenden Klänge. Sie trugen ihn auf Schwingen empor . . . sie füllten sein Herz mit goldener Freude, daß es tanzte und wie mit Flügeln schlug. Und dann kam ein lunkelnder Blitz, der den Himmel zerriß, daß er offen stand für ihn — den Korporal Istvan von der dritten Schwadron.

Es war nur eine Granate, die mitten unter den Grünröcken kreperte, ohne Respekt vor den roten Kreuzen der Armbinden. Aber das interessierte den Korporal nicht mehr.

## Humoristisches.

Abwehr. „Ja, Kinder, Ihr wollt immer haben, was Ihr seht. Das geht nicht, wir sind doch nicht reich!“

„Na, Mama,“ meint da die neunjährige Mabel, „Du willst uns doch nicht weismachen, daß Dich der Papa nur aus Liebe genommen hat?“

Die verkannte Machtstellung. In der Fortbildungsschule erläuterte ein Lehrer das Marinewesen. Dann fragte er einen der Schüler. „Was verstehst du unter der Seemacht?“ Die Antwort lautete: „Ene Magd, die auf dem Schiff dient.“

Bei der Schulprüfung. Lehrer: „Wozu dient die Haut der Kuh?“ — Schüler: „Um das Fleisch zusammenzuhalten.“

Ach so! „Unser Hauswirt ist soeben mit der Miete heruntergegangen.“ — „Ist's möglich?“ — „Ja, aber nur die Treppe.“

Amerikanischer Humor. „Er ist ein Finanzgenie. Goß einem Herrn eine Tasse Kaffee über seine helle Hose.“ — „Und drückte sich um das Bezahlten der Hose, wie?“ — „Ach, er redete so lange auf den Menschen ein, bis der seinen Kaffee bezahlte!“

Natürlich. Bahnbeamter: „Aber Max, gestern hast Du die neue Eisenbahn bekommen und heute sind bereits sämtliche Wagen kaput!“

Ein Vorschlag. Arzt (zum Patienten): „Sie dürfen als Wasser nur Wasser trinken!“

Verkannte Höflichkeit. Der Omnibus hält — eine lächelnde junge Dame steigt ein. Ein alter Herr am anderen Ende des Wagens steht auf. — „O bitte, bleiben Sie sitzen!“ ruft das reizende Mädchen. „Ich kann stehen.“ — „Wie es Ihnen beliebt,“ sagte der alte Herr, „aber ich muß hier absteigen.“

Streng abgewiesen. Baron (der als geizig bekannt ist): „Fräulein Hulda, gestatten Sie mir doch ein Viertelstündchen glücklichen Zusammenseins mit Ihnen, Sie sind doch die Sonne meines Lebens.“ — Ballettuse: „Nein — Sie sind nicht wert, daß Sie die Sonne bescheint.“

Pferdehandel. „Ich garantiere Ihnen, daß der Gaul kerngesund ist.“ — „Glaub' ich, sonst hätte er nicht so alt werden können.“

Galgenhumor. Verbrecher (zum Henker): „Ne, Männeken, da protestiere ick, det Beil hat ja nen Rostfleck, da könnte ick mir ja 'ne Blutverjiftung zuziehen.“